

Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)**

Band (Jahr): **43 (1965-1966)**

Heft 4

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

zürcher student

Offizielles Organ der Studentenschaften der Universität Zürich und der Eidgenössischen Technischen Hochschule

Redaktion: Toni Lienhard / Barbara Kamer-Risch (Uni) Beat Glathaar / Martin Lerch (Poly)	Universitätsstr. 18, 8006 Zürich, Telefon 47 75 30 Auflage 14 000 Redaktionsschluss Nr. 5: 29. Oktober 1965	Druck und Versand: Tages-Anzeiger für Stadt und Kanton Zürich AG, Werdstrasse 21, 8021 Zürich	Inserate: Dr. H. Dütsch, Bahnhofstrasse 37 8001 Zürich, Telefon 23 83 83
--	---	---	--

Praktikum – ja oder nein?

Hiermit soll eine Artikelserie über Praktika eröffnet werden. Da an verschiedenen Abteilungen der ETH solche obligatorisch sind, ist es nötig, sich einmal mit Sinn, Zweck und Möglichkeiten eines Praktikums auseinanderzusetzen. Es wäre für viele Kommilitonen nützlich, von den Erfahrungen anderer profitieren zu können. Die Redaktion erwartet deshalb Beiträge zu diesem Thema.

»Die Studierenden der Abteilung III A und III B haben vor der Zulassung zu den Schlussdiplomprüfungen mindestens 26 Wochen Praxis nachzuweisen, von denen wenigstens 14 Wochen als reine Werkstattelementarbildung in nicht mehr als zwei Abschnitten vor dem 7. Semester absolviert sein müssen.« Dieser Satz ist allen Maschinen- und Elektroingenieurstudenten geläufig; er ist schwarz auf weiss in jedem Programmheft der ETH abgedruckt. Das ist aber meist alles, was der Student vom Praktikum weiss; viel mehr kann er sich nicht darunter vorstellen. Bestenfalls verwechselt er »Werkstattelementarbildung« mit »Am Schraubstock stehen und feilen«. Dass einem dabei aber die Möglichkeit offensteht, eine sehr gekürzte und konzentrierte Maschinenschlosser- oder Mechanikerlehre zu absolvieren, dessen sind sich wenige bewusst. Dazu kommt noch das Dilemma, wenn man bedenkt, dass man diese 26 Wochen in das schon ohnehin überlastete Studium hineinperchen sollte, denn man möchte ja in 4 Jahren das Diplom in der Tasche haben – wie, spielt leider vielfach keine Rolle. Kurz und gut, über den Sinn und Zweck des Praktikums sind viele Studenten im Zweifel, insbesondere diejenigen, die erst in den oberen Semestern ihr Praktikum absolvieren und keine direkte Verbindung zu ihrem Studium sehen. Oft kümmern sich die Firmen wenig um ihre Praktikanten und beschäftigen sie, falls der einzelne Student nicht von sich aus etwas unternimmt, mit sinnlosen Arbeiten. Das Ergebnis ist, dass das Praktikum für viele – ähnlich wie das Studium selbst – zum notwendigen Übel wird. Über den eigentlichen tieferen Sinn des Praktikums sind sich, wie man vielen Diskussionen entnehmen kann, wenig Studenten im klaren.

aus direkter Anschauung kennt, findet später nur mit sehr grossen Schwierigkeiten den richtigen Ton zu seinen Untergebenen. Leider allzu viele fühlen sich zu erhaben, diesen Kontakt zur Vervollständigung ihrer Menschenkenntnis und für ihre spätere Tätigkeit auszuwerten. Im Gegenteil, man bewegt sich viel lieber und um so selbstsicherer, angetan mit einem weissen Mantel, in den höheren Sphären der Konstruktionsbüros. Sicher ist auch das Praktikum auf einem Konstruktionsbüro sehr wertvoll, hat aber nur fachliche Aspekte und bedingt ein gewisses Grundwissen. Allgemein wird zwar behauptet, dass man beim Konstruktionspraktikum viel in bezug auf Konstruieren und Maschinenzichnen profitieren könne. Dies ist aber nur dann der Fall, wenn der betreffende Student über gewisse Fachkenntnisse verfügt, was selten bzw. meist erst nach dem Diplom zutrifft. Viel wirkungsvoller und sehr zu empfehlen ist bei solchen Belangen, an einer Gewerbeschule einen Kurs für Maschinenzichnen oder Konstruktionslehre zu besuchen, was sich sehr oft gut mit dem Werkstattpraktikum verbinden lässt.

Weiter ist zu betonen, dass sich gerade beim eigentlichen Werkstattpraktikum die Möglichkeit bietet, Einblick in die gesamte Organisation und in die Probleme eines Betriebes zu erhalten, dadurch, dass man nacheinander in mehreren Abteilungen arbeiten kann und so einen gewissen Ueberblick erhält.

Auch kann das Praktikum einen menschlich sehr wertvollen Beitrag zur Berufsbildung leisten.

VSS und VDS

Zweimal Aktion 1. Juli

In Deutschland bildeten zwei parlamentarische Entscheide den Ausgangspunkt zu einer gross aufgezogenen Protestaktion auf der Strasse am 1. Juli. Dort hat der VDS, der Verband deutscher Studentenschaften, versucht, die Öffentlichkeit auf den sogenannten Bildungsnotstand aufmerksam zu machen.

Im Gegensatz dazu wird in der mehr »introvertierten« Schweiz das Hauptgewicht der Studentenschaftsaktionen immer noch auf Aufrufe und Brandreden gelegt, was den Vorteil hat, dass eine weitere Öffentlichkeit nicht mit studentischen Anliegen konfrontiert wird, da das gelegentliche Rülpsen der studentischen Selbstverwaltungshydra meist in den eigenen Reihen verhallt.

Vor einem Jahr wurde in Deutschland von Georg Picht ein deutscher Labhardt-Bericht ausgearbeitet. Darin wurde nachgewiesen, dass 1970 für 40 Milliarden DM Schulräume fehlen werden. Zudem werden auch dann noch mehrere tausend Lehrer fehlen, wenn sämtliche Studenten sich dem Lehrerberuf zuwenden sollten. Das Schlagwort vom Bildungsnotstand dürfte unter solchen Umständen wohl am Platze sein.

Der Bundestag liess sich jedoch nicht herab, der drohenden Katastrophe Rechnung zu tragen. So wurden in einer namentlichen Abstimmung die Mittel zur Förderung der Wissenschaften gekürzt. Die Bedeutung von Bildung und Wissenschaft ist offensichtlich für die Mehrzahl der Abgeordneten von geringerem Interesse – dank dem Föderalismus, der es auch in der Bundesrepublik unmöglich macht, auf Bundesebene zusammen mit den Ländern eine gemeinsame Lösung für die Förderung der Ausbildung zu finden. Zudem wurde ein Gesetz verabschiedet, das einen Beitrag von 450 Mio. DM vorsieht, um allen Schülern weiterbildender Schulen ein »präsenzialre« von 40 DM auszus zahlen. Der bildungspolitische Effekt dieser Massnahme steht in keinem Verhältnis zu den aufgewendeten Mitteln. Zudem kommen diese Summen einer Bevölkerungszugabe, die ihre Kinder ohnehin auf weiterbildende Schulen schicken würde.

Diese beiden Entscheide veranlassten nun den Verband deutscher Studentenschaften aus der Reserve herauszutreten. Die Ursache dazu ist wohl in erster Linie das Unbehagen über die Art und Weise, wie Bildungsfragen behandelt werden. Die deutschen Studentenschaften sind der Meinung, dass studentische Probleme endlich aus dem Stadium der Denkschriften und Deklamationen herauszutreten und verwirklicht werden müssten, soll

einerseits durch den lebendigen Kontakt zu vielen Personen und auch dadurch, dass der einzelne seine Fähigkeit, selbst etwas Brauchbares herzustellen, entdeckt, was seinem Selbstvertrauen zu gute kommt.

Wie steht es mit dem Praktikum bei uns? An der ETH werden wie erwähnt insgesamt 26 Wochen Praktikum, von denen mindestens 14 Wochen in einer Werkstätte zu absolvieren sind, verlangt. In den Konstruktionsübungen und Semesterarbeiten hat man aber immer das Gefühl, dass sehr viel Studenten keine grosse Ahnung von den Fertigungsmöglichkeiten haben oder dass es ihnen an Ideen und Konstruktionsdetails fehlt. Das kommt davon, dass viele Studenten ihr Praktikum ohne jegliches Interesse oder dann in einem obrem Semester bei meist sinnloser Arbeit, aber guter Bezahlung absitzen. Sicher kann es auch mal vorkommen, dass sich eine Firma wenig um ihre Praktikanten kümmert, aber wir dürfen nie vergessen, dass wir dem betreffenden Betrieb eher zur Last fallen. Dazu kommt noch, dass man ja schliesslich etwas verdienen möchte und der heutige Student auch neben seinen anspruchsvollen Erwartungen und seiner besserwissenden Kritik herzlich wenig Idealismus und Initiative, sich zum Beispiel die Praktikantenzeit oftmals selbst interessant und lehrreich zu gestalten, zeigt.

Zusammenfassend sei gesagt, dass das Praktikum nicht nur die Aufgabe hat, den Studenten in den verschiedenen Fertigungsmethoden vertraut zu machen, sondern auch sehr bedeutende soziale und psychologische Aspekte aufweist. Diese zweite sehr wichtige Tatsache geht meist verloren, weil viele Studenten bei ihrem Praktikum zu wenig Interesse und Freude an der Arbeit wie auch zu wenig Idealismus zeigen und auch keineswegs den Kontakt zu den Arbeitern suchen. Eine Verkürzung der Praktikumsdauer, insbesondere des Werkstattpraktikums ist nicht im Interesse der Studenten. Dagegen wird empfohlen, einen möglichst grossen Teil des Praktikums in den Werkstätten, zu 6-14 Wochen als Vorstudienpraxis oder bis spätestens vor dem zweiten Semester, und ungefähr sechs Wochen als Spezialpraktikum in einer Vertiefungsrichtung zu absolvieren.

Andreas Fischer

angenehmen werden. Diese betragen gegenwärtig rund 7200 Fr. pro Jahr. In den ersten Semestern sind die Leistungen etwas geringer, steigen jedoch mit der Zahl der Semester und mit der Änderung des Zivilstandes.

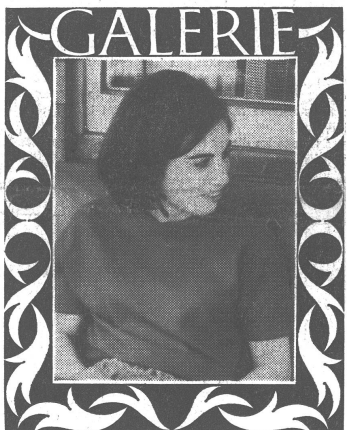
Nebst dieser Aktion hinter den Kulissen soll gleichzeitig über Radio, Fernsehen und Tagespresse eine breit angelegte Informationskampagne gestartet werden. Dadurch soll die Öffentlichkeit eingehend orientiert und für die studentischen Anliegen im allgemeinen gewonnen werden.

Es bleibt nun sehr zu hoffen, dass diese Anstrengungen des VSS erfolgreich sein werden. Bis jetzt waren die Studentenschaften offenbar noch in der Lage, wenigstens einen Teil ihrer Anliegen mit gutem Willen ohne grossen Lärm durchzusetzen. Trotz den Fortschritten der Stipendienordnung ist jegliche Verzögerung in der Ausführung studentischer Anliegen genau zu analysieren und notfalls mit andern geeigneten »Aktionen 1. Juli« zu beantworten.

ML

Es ist gelungen

Es ist gelungen! Nämlich am Poly ein hübsches Mädchen zu finden (drei Wochen Arbeit) und dieses nun in der Galerie vorstellen zu können (drei Tage Ueberredungskunst). Das Exemplar dieser am Poly so kümmerlich vertretenen Gattung »Girk« heisst



Brigitte Hentsch

und studiert Architektur im zweiten Semester. Brigitte ist eine ausgesprochene Poly-rarität oder kuriosität. Sie ist nicht nur weiblich, sondern ist dazu noch aus der Westschweiz, genauer: aus Genf hierher nach Zürich gekommen, um da vier lange Jahre zu studieren. Und Zürich gefällt ihr!

Sie ist gekommen, um die deutsche Schweiz kennenzulernen, um einmal »changer l'endroit«, um zu studieren und auch: einfach so. »J'aime faire ce que j'ai envie.« Vorher war sie ein Jahr lang in Amerika – aus denselben Gründen, in einem College unter 1500 Girls. Sie hatte da versucht, die Amerikaner, den »american way of life« zu entdecken, und sie möchte nun dasselbe in Zürich tun, aber: »Maintenant à Zurich, quel travail! C'est pas difficile de découvrir le Zurichois que l'Américain.« Auch das Schweizerdeutsch sei schwieriger als die englische Sprache. Das Poly gefalle ihr, die Arbeit sei allerdings hart, aber das mache nichts. Jedoch im Gegensatz zu ihrer USA-Zeit sei es manchmal »ennuyeux«, d'avoir l'impression d'être l'animal rare« als Mädchen in den Gängen des Poly. Auch sei keine Stimmung im Poly, »ce n'est pas folclorique«. Aber »la vie internationale am Poly gefalle ihr sehr, es habe Leute aus aller Herren Ländern.

Dann wird es im Gespräch von der gesamten »zürcher student« – Redaktion angegriffen ihrer Strümpfe wegen, die jene milchig-weisse Wasserleichenfarbe haben. Sie verteidigt sich temperamentvoll. Nein, sie mache nicht jede Mode mit, aber das habe sie lustig gefunden. Diese Farbe, und: »Pourquoi pas? Und das ginge uns nichts an.« »J'aime pas faire comme tous les autres«, und »c'est plus intéressant de s'habiller un peu extravagant.«

Ob es ihr nichts ausmache, in einer Auflage von 14 000 allen möglichen Leuten so vorgestellt zu werden? »Ah non, pourquoi pas?« Und dieses »Pourquoi pas?« ist wohl das Sympathische, Erfrischende an ihr. Ja, sie stelle sich diese Frage viel, und dann unternehme sie wieder irgend etwas Neues, etwas anderes. »J'aime pas faire deux fois la même chose.« Und darum gefalle es ihr auch in Zürich, es sei ja nicht so wichtig, wo man lebe, sondern wie.

ll

Die Antwort vom Mars

Am 15. Juli soll die im Dezember letzten Jahres von den Amerikanern gestartete Marssonde ihr Ziel erreichen. Sie soll mögliches Leben auf dem Mars feststellen. Die Rückständigkeit der amerikanischen Forschung zeigt in seiner Erzählung Lord Dunsany, der Jorkens, dem Helden der Geschichte, Whisky gebort hat, um ihm den Mund zum Sprechen zu öffnen.

Für die Erlaubnis des Nachdrucks bedanken wir uns beim Diogenes-Verlag und der Uebersetzerin Elisabeth Schnack, deren Vortragsreihe über irische Erzähler am Schweizer Radio am 11., 18. und 25. Juli fortgesetzt wird.

»Sie wissen vielleicht nicht«, erzählte Rowston, »dass gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eine Frau in ihrer letztwilligen Verfügung eine Geldsumme hinterlassen hatte, damit die Verbindung mit dem Mars aufgenommen werden könnte.«

Die Unterhaltung im Billard-Klub war letztlich recht wissenschaftlich geworden, und Rowston, der sozusagen unser »Wissenschaftler« war, musste immerfort über seine Lieblingsthemen reden.

»Es handelte sich um eine Französin«, fuhr er fort, »und die Wissenschaftler, denen sie das Geld vermacht hatte, beschlossen, eine geometrische Figur – nämlich den wunderbaren Lehrsatz des Pythagoras, nach welchem das Hypothenusenquadrat gleich der Summe der Kathetenquadrate ist – in Form von Signalfeuern über ganz Nordfrankreich darzustellen. Es ist wirklich ein wunderbarer Lehrsatz, und ich habe mich oft gefragt, wie Pythagoras bloss auf die Idee gekommen sein kann, dass tatsächlich das Quadrat über der grössten Seite des rechtwinkligen Dreiecks gleich den über den beiden kleineren ist!«

»Und wozu sollte es denn nützen?« fragte eines unserer Mitglieder, das sich mehr für Golf als für die Wissenschaft interessierte.

»Oh«, erwiderte Rowston, »die französischen Wissenschaftler hatten sich gedacht, die Marsmenschen, die ja intelligenter als wir sein müssen, da sie früher angefangen haben (denn ihr Planet ist kleiner und konnte deshalb schneller abkühlen), die Marsmenschen also wissen bereits alles, was wir wissen, und obendrein werden sie auch schon hinter eine Menge Irrtümer gekommen sein. Daher muss ihnen natürlich auch die seltsame Tatsache mit den Quadraten bekannt sein, und wenn sie nun die Leuchtzeichnung auf unserer Erde sähen, dann würden sie daraus schliessen, dass wir auch intelligent sind. Daraufhin müssten sie dann eben antworten.«

»Und was geschah?« fragte eines der Klubmitglieder.

»Haha, die französische Regierung entschied einfach, die Frau sei verrückt und ihr Testament sündhaft, deshalb müsste das ganze Geld an ihre Verwandten gehen. Mir aber scheint«, fügte Rowston hinzu, »wenn die Frau wirklich verrückt war, so war es recht gefährlich, all das Geld ihren Verwandten zukommen zu lassen, denn in denen kann ja auch schon etwas von ihrer Verrücktheit gesteckt haben, und je mehr Geld sie zur Verfügung hatten, desto mehr Gelegenheit hatte die Krankheit, um sich zu entwickeln.«

»Sie war nicht verrückt«, sagte Jorkens. »Was wollen Sie denn sagen?« fragte Rowston mit scharfem Ton, denn er kann es nicht leiden, wenn jemand anders ihm bei seinen wissenschaftlichen Behauptungen anzweifelt.

»Sie war völlig normale«, erwiderte Jorkens. »Das Leuchtzeichen wurde schliesslich doch gegeben, und Mars antwortete auch.«

Rowston sass sprachlos da. »Mars antwortete?« riefen wir.

»Ja«, sagte Jorkens. »Die Wissenschaftler gaben sich nämlich mit dem Entscheid ihrer Regierung nicht zufrieden. Sie liessen sich so etwas nicht gefallen, sondern begannen, in aller Stille Gelder

zu sammeln, was natürlich sehr lange dauerte, und die meisten starben darüber hin. Doch der Plan blieb bestehen, nur wurde alles ganz im stillen vorbereitet, damit die Regierung nicht noch mehr Menschen für verrückt erklären könne, und wenige Jahre vor dem Ersten Weltkrieg hatten sie's dann beisammen.«

»Und woher wollen Sie das wissen?« fragte Rowston.

»Weil ich zufällig den Mann kannte, der die Antwort vom Mars deuten konnte.«

»Und weshalb wissen wir das nicht?« fragte Rowston.

»Weil es vertuscht wurde.«

»Es wurde vertuscht?« rief Rowston.

»Ja«, sagte Jorkens. »Die Signalfeuer wurden tatsächlich angezündet, aber natürlich nicht in Frankreich, weil man die Idee dort ja für verrückt erklärt hatte. Die Wissenschaftler, die sich nun dafür einsetzten, gingen in die nördliche Sahara, und dort markierten sie also die Fugur des pythagoreischen Lehrsatzes. Da mischte sich keine Regierung ein, bloss ein paar Araber, die sie natürlich auch für verrückt hielten, sie aber in keiner Weise störten, denn sie betrachteten den Wahnsinn als ein von Gott gesandtes Leiden, in das der Mensch sich nicht einmischen dürfe. – Die franzö-



sischen Wissenschaftler aber müssen im Laufe der vierzig Jahre ein stattliches Sümchen zusammengebracht haben, denn allein die Transportkosten müssen ungeheuer gewesen sein, da es ja in der Sahara weder Holz noch Wasser noch Lebensmittel gibt. Doch fanden sie genügend Kamele und konnten alles herschaffen. Und in einer Nacht dann zündeten sie die endlos langen Reihen unzähliger Signalfeuer an. Und Mars antwortete.«

»Mars antwortete?« rief Rowston.

»Ja, schon nach einer Woche!« sagte Jorkens. »Sie haben erstaunlich schnell geschafft. Und sie antworteten ebenfalls in Form einer Zeichnung.«

»Was für einer?« fragte Rowston.

»Sie zündeten Signalfeuer an«, sagte Jorkens, »genau wie wir. Und unsere Wissenschaftler waren zuerst ungeheuer geschmeichelt ob der schnellen Antwort.«

»Aber was für eine Zeichnung war es denn?« fragte Rowston.

»Es war auch ein rechtwinkliges Dreieck«, erwiderte Jorkens. »Doch es war anders arrangiert.«

Als Rowston das Wort »arrangiert« im Zusammenhang mit der Geometrie vernahm, schmaufte er verächtlich.

»Die eine Seite des Dreiecks war verlängert«, fuhr Jorkens fort, »und zwar höchstens verdoppelt, während die andere Seite auch verlängert worden war, aber mindestens um das Vierfache. Diese lange Linie erstreckte sich von Norden nach Süden über die ganzen Mars Ebenen. Wie die

Marsleute eine so riesige Zeichnung in einer Woche markieren konnten, war allen ein Rätsel. Doch viel rätselhafter noch schien die Bedeutung dieses Dreiecks mit seinen Verlängerungslinien.«

»Die eine verdoppelt, die andere vervierfacht?« fragte Rowston und machte ein gelehrtes Gesicht.

»Ja«, antwortete Jorkens, »aber doch nicht ganz genau. Die längere Linie war verhältnismässig ungeheuer lang, und das machte den französischen Wissenschaftlern Kopfzerbrechen. Sie konnten keine mathematische Verhältniszahl dafür herausfinden, obwohl sie ja alle Mathematiker waren und das gleiche von den Marsmenschen annahmen, da sie eine mathematische Zeichnung sandten.«

»Und wie wurde dann die Bedeutung entdeckt?« fragten wir.

»Die französischen Mathematiker grübelten wochenlang darüber nach, stellten Formeln auf und so weiter, da sie es für ihre Pflicht hielten. Wenn man von Leuten eine Botschaft erhält, und diese Leute halten einen für fähig, die Botschaft zu deuten, und man kann sie doch nicht entziffern, dann ist es natürlich peinlich, besonders für Wissenschaftler. Und doch war die Antwort so einfach!

Vermutlich überschätzten sie die Schwierigkeit und suchten nach einem sehr tiefgründigen Sinn. Einer jedenfalls fand es heraus, oder vielmehr, es kam ihm in einer blitzartigen Offenbarung. Ein alter Mann namens Priteau war's, und er war ganz entsetzt. Ja, im Grunde waren sie alle entsetzt. Und deshalb vertuschten sie es dann schliesslich. Denn Priteau – und alle andern Wissenschaftler auch – hatte gehofft, dass die Marsleute uns nicht hassten, bloss unsere Zivilisation vielleicht, weil die in unserm Maschinenzeitalter ja gänzlich auf Mathematik beruht, und nun glaubten sie, Mars habe das alles längst hinter sich gelassen, voller Widerwillen, sozusagen. Und daher, behauptet Priteau, haben sie sich über die geometrische Figur aus der Sahara geärgert und im Zorn etwas voreilig geantwortet.«

»Aber was haben sie denn bloss geantwortet?« rief Rowston, und wir andern brannten ebenfalls darauf, es zu erfahren.

»Ach«, sagte Jorkens, »heute wollen sie's abstreiten, es sei keine Antwort gewesen. Aber weshalb hätten sich die Wissenschaftler sonst solche Mühe gemacht, die Antwort zu vertuschen? Und im übrigen können Sie ja selbst entscheiden, wenn Sie sich die Mühe machen, die Figur auf Papier nachzuziehen. Es ist ganz schnell gemacht: wie ich schon sagte, eine sehr lange, gerade Linie, von der oben im rechten Winkel eine kurze Linie abzweigt, und dann...«

»Sieht aus wie ein Laternenfahrl, warf eins der harmloseren Klubmitglieder ein, das für Mathematik kein Verständnis hatte.

»Warten Sie nur«, sagte Jorkens. »Sie haben die dritte Seite des Dreiecks vergessen! Die schräge Verbindungslinie von hier nach hier!«

»Oh!« rief einer, »das sieht ja genau wie ein Galgen aus!«

»Tut's auch«, bestätigte Jorkens. »Die Antwort lautete nämlich: 'Hängt euch auf!'«



DIE MORITAT DES DANK

Johann Paulus von Dank war Schweizer und hatte nach altem Brauch wie jeder andere Schweizer auch ein Ordonnanzgewehr zu Hause im Schrank.

In seinem fünfundzwanzigsten Jahr, an einem Tag im Januar, ziemlich spät, als es schon still im Hause war, nahm er aus dem Schrank dieses Gerät.

Ungestört und durchaus mit sich allein, in Krawatte aber und anständigem Rock, holte von Dank vom Estrich noch den Putzstock – ein Fettschuss sollte es dann doch nicht sein!

Und er nahm, ohne irgendwen anzufragen, aus der Blechbüchse, die staatlich versiegelt (wer das tut, wird eingeregelt), eine Kugel. – Aber wer sollte ihn anklagen?

Zu solcher Sorge war kein Grund; denn Dank, nachdem er gereinigt und geladen, nahm den Kolben zwischen die Waden und, sich setzend, den Lauf in den Mund.

Er zielte möglichst aufs Grosshirn, und fasste Druckpunkt, wie gelernt, suchte – wegen der Angehörigen vermutlicher Andacht wollte er schonend erhalten die Stirn.

Nun fehlte noch ein kleiner Ruck, ähnlich, wie wenn vom Stuhle man aufsteht: so jetzt, so ein kleiner Zuck, harmloser Entschluss, damit etwas geht,

wie wenn man eine Frau zum Tanz auffordert, wie wenn man vom Ruhebett herab zur Nachmittagsarbeit sich beordert – Von Dank hatte Übung in dem, und drückte ab.

Rolf Soldau

Grösste Sorgfalt in jeder Produktionsstufe

- Druckfertigmachen des Manuskriptes durch Spezialisten
 - Nur erstklassige Maschinensetzer mit langjähriger Erfahrung in wissenschaftlichem Satz
 - Ueberdimensionierte Korrekturabteilung: Vier Korrektorinnen auf sechs Maschinensetzer, deshalb hervorragend korrigierte Korrekturabzüge
- ersparen Ihnen viel unnötige Vorbereitungs- und Korrekturarbeit und machen uns zu einer der preiswertesten Spezialdruckereien von ganz Westeuropa

VERLAG P. G. KELLER
WINTERTHUR
Büro nur in Zürich-Witikon:
Im Brächli 15-17
051 34 96 66, 47 22 24 und 24 10 03

Fortsetzung von Seite 2

her an einer Pressekonferenz zu diesen Problemen Stellung genommen hatte, die Versammlung im Namen der Universität willkommen hiess.

Um die Vorkommnisse, wie sie der Jahreskongress in Liestal gezeigt hatte, in Zukunft zu vermeiden und die Arbeit im VSS wirkungsvoller zu gestalten, befasste sich eine Kommission mit der Ueberprüfung der Struktur des Verbandes. Sie legte der Versammlung einen Zwischenbericht vor. Darin wird vor allem die Absicht verfolgt, durch die Schaffung von Kommissionen die Arbeit des VSS-Vorstandes zu entlasten, die Diskussionen zu versachlichen und so die Gefahr einer Spaltung im Studentenverband zu vermeiden. Aus dem gleichen Grunde soll sich der VSS nur noch mit Problemen befassen, die wirklich von einer breiten Mehrheit getragen sind und tatsächlich einer Bearbeitung auf nationaler Ebene bedürfen, das heisst, nicht besser und wirkungsvoller von den Sektionen gelöst werden können. Auf verschiedene Ablehnung stieß bei einigen Sektionen der Vorschlag der Bezahlung der VSS-Vorstandsmitglieder. Bei der Beschränkung des VSS auf die ihm zustehenden Probleme kann am Prinzip der Ehrenamtlichkeit ohne Schwierigkeiten festgehalten werden. Die Sektion Zürich-ETH machte darauf aufmerksam, dass eine allfällige in diesem Zusammenhang stehende Beitragserhöhung sofort den Austritt des VSETH aus dem VSS nach sich ziehen könnte. Auch die Sektion Zürich-Universität wandte sich entschieden gegen bezahlte Studentenfunktionäre.

Am Schluss der Generalversammlung schien der VSS für kurze Zeit wieder in die sattsam bekannten Streitigkeiten und Diskussionen über ideologische Differenzen abzusinken. Die vorgelegten Motionen reichten vom Protest gegen die amerikani-

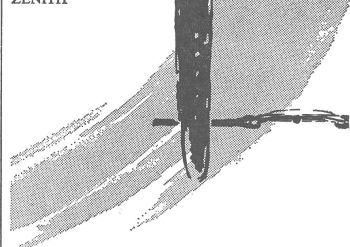
sche Intervention in der Dominikanischen Republik, über einen Tadel an den eigenössischen Räten wegen der hohen Militärausgaben angesichts der bescheidenen Hochschulausgaben, das Bedauern über die Behandlung der Fremdarbeiter in der Schweiz bis zur Aufforderung an den Bundesrat, eine internationale Konferenz zur Behandlung des Vietnamproblems einzuberufen.

Mit dem Hinweis auf die in Liestal erarbeitete Grundsatzentschliessung, sich in internationalen Fragen nur mit spezifisch studentischen Problemen zu befassen und nur dort einzugreifen, wo die typisch studentischen Rechte gefährdet oder verweigert werden, wurden alle diese Motionen abgelehnt. Auch auf schweizerischer Ebene seien genug Probleme zu lösen, die die Studenten direkter betreffen als die in diesen Vorschlägen anvisierten. Studententpolitik soll sich mit studentischen Fragen befassen, wie Hochschul- und Studienproblemen, Mensa- und Unterkunftsfragen, Stipendienwesen etc.

Erfreulicherweise scheint sich diese Auffassung auch im VSS immer mehr durchzusetzen. Die ganze Freiburger Generalversammlung verlief in einem durchaus sachlichen Ton, der früher allzuoft vermisst worden war. Auch die früher wohlbekannte Blockbildung – bei Deutsch- und Westschweizern fehlte diessmal weitgehend. Sogar in den am Schluss diskutierten Motionen ergab sich kein einziges Mal ein Abstimmungsresultat, in dem Deutschschweizer und Romands einander geschlossen gegenüberstanden hätten. Wenn im VSS weiterhin auf dieser Ebene der Sachlichkeit und der Beschränkung auf praktische Probleme gearbeitet wird – die ideologischen Differenzen dürften noch lange zu Schwierigkeiten führen –, dürfte seine Arbeit in Zukunft fruchtbarer und sein Ansehen grösser werden. Franz Germann, phil. I

1715

- ANGELUS
- BREITLING
- BULOVA-ACCUTRON
- CERTINA
- CORUM
- ETERNA
- FAVRE-LEUBA
- GIRARD-PERREGAUX
- GLYCINE & ALTUS
- HEUER
- IMHOF
- INTERNATIONAL
- JAEGER-LE COULTRE
- JUVENIA
- LONGINES
- LOOPING
- LUXOR
- MOVADO
- ULYSSE NARDIN
- PATEK PHILIPPE
- JEAN PERRET
- ROLEX
- SECTION
- TUDOR
- UNIVERSAL
- ZENITH



Eine Uhr für Ihren Geschmack — eine Uhr für Ihre Ansprüche — eine Uhr, wie sie Ihren Vorstellungen entspricht — die finden Sie im Uhrenspezialgeschäft mit der grössten Auswahl.

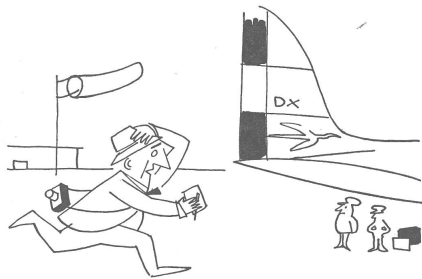


seit 1760 zeitbestimmend
Bahnhofstrasse 31, Zürich, Telefon (051) 25 88 60

Wie werde ich Journalist?

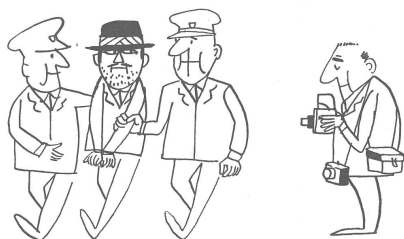
Was ist ein Journalist?

Zunächst seien einige Eigenschaften genannt, die einem Vollblutjournalisten sicher nicht anhaften: Wer sich für das politische, wirtschaftliche, kulturelle oder sportliche und lokale Tagesgeschehen wenig bis gar nicht interessiert; wer seine Bequemlichkeit und einen geregelten Stundenplan über alles schätzt; wer unter Menschenschau oder Kontaktarmut leidet, am liebsten in seinen vier Wänden verborgen bleibt und Aufregungen und Improvisationen hasst; wer nicht gerne diskutiert, das Gefühl der Neugierde verachtet und keine raschen Entschlüsse zu fassen vermag; der bleibt der Presse mit Vorteil fern; denn seine Wesensart dürfte ihn kaum befähigen, so für den Tag zu schreiben, wie das eine lebendige Zeitung wünscht: in Eile und doch mit Sorgfalt, sachlich und doch persönlich engagiert, spontan und doch nicht salopp, fundiert und doch nicht ermüdend, trocken, langfädig oder geschraubt.



Zwar stimmt das populäre Bild vom »rasenden Reporter«, der atemlos, mit gezücktem Bleistift und schussbereiter Kamera hinter den Sensationen und Schlagzeilen der Stunde herhetzt, mit der Wirklichkeit des modernen Berufsjournalismus schon lange nicht mehr überein, nicht zuletzt deshalb, weil die Presse im Vergleich mit ihren Konkurrenzmedien Radio und Fernsehen den Wettlauf gegen die Zeit verlieren muss; daher lautet der Trumpf der Tageszeitung heute nicht mehr: Schnelligkeit der Information, sondern Vielseitigkeit und sinnvolle Ordnung der Information. Um dieses Ziel zu erreichen, bedarf der Journalist eines umfassenden und soliden Wissens über die hintergründigen Zusammenhänge seines Spezialgebietes, einer möglichst vielseitigen, auf den neuesten Stand gebrachten Bildung, die es ihm gestattet, seine Leser einen Blick unter die Oberfläche des aktuellen Geschehens werfen zu lassen.

Trotzdem darf der Journalist auch 1965 kein verträumter Stubensitzer sein, folgen sich die Ereignisse auf der Welt doch in so dichtem Rhythmus, dass Geistesgegenwart, Weltoffenheit und Spürsinn für das Zeitgeschehen nach wie vor unabdingbare Voraussetzungen für jeden Pressemann darstellen. Ein



lebhaftes Temperament gehört nun einmal zur Freude an diesem Metier: ausgesprochene Phlegmatiker werden stets Mühe haben, das oft lärmige und hektische Treiben in den Redaktionsstuben und der Setzerei einer Tageszeitung zu goutieren, und wem es nicht gegeben ist, seine Gedanken rasch zu Papier zu bringen, wenn die Umstände das erfordern, dem dürfte es schwerfallen, ein guter Journalist im Dienste der Aktualität zu werden. Als gelegentlicher oder freier Mitarbeiter freilich wird ihn jede Redaktion zu schätzen wissen; keine Zeitung kann es sich nämlich auf die Länge leisten, nur von kurzfristiger Betriebsamkeit zu leben und über den Nachrichten und Kommentaren zum Tage die ausge-reifte, durchdachte und mit Liebe formulierte grundsätzliche Studie zu vernachlässigen.

Doch wir reden hier vom eigentlichen Journalisten, einem Menschentyp, dem es Spass macht und innere Genugtuung bereitet, einem weiten Publikum jeden Morgen Neues ins Haus zu liefern: neue Berichte, Bilder, Ansichten, Meinungen und Ideen; Stoff zum Diskutieren, Nachdenken, Weiterfragen. Natürlich vermag eine solche Tätigkeit nur dann zu befriedigen, wenn sie aus einer persönlich verantworteten Gesinnung stammt, wenn sie nicht Selbstzweck bleibt, sondern sich bestimmten allgemeinen Zielen unterordnet, wie der Aufklärung der Öffentlichkeit, der politischen Willensbildung oder der Verbreitung von kulturellen Werten. Es gibt kaum einen Journalisten, und gebe er sich ausserlich noch so hartgesotten und abgebrüht, in dem nicht ein Moralist, Pädagoge oder Weltverbesserer verborgen wäre; denn besässe er nicht den Glauben, durch seine Arbeit positive Wirkungen hervorzurufen zu können, müsste er wohl am Sinn seines Tuns bald verzweifeln und sich zu jenen gesellen, die in müder Resignation die Flinte ins Korn werfen, »weil ja doch nichts zu machen sei«. Journalisten mögen sich diesem Geisteszustand oft nähern, erliegen dürfen sie ihm nie, wenn sie ihrem Berufsethos treu bleiben wollen: der Kampf beginnt immer wieder von neuem ...

Journalismus — Beruf und Berufung

Doch wie »wird« man Journalist? Muss man nicht als Journalist geboren sein? Kann man diesen Beruf, der eine spezifische Veranlagung, ein bestimmtes Temperament und eine klar definierbare innere Haltung voraussetzt, überhaupt erlernen? Ja und nein: das Handwerkliche, die praktische Seite des Journalismus lässt sich lehren und lernen; das »feu sacré« jedoch, von dem Gelingen oder Scheitern in diesem Beruf letztlich abhängen, muss man zum vornherein besitzen. Gewiss, es mag nützlich und aufschlussreich sein, an der Universität die Vorlesungen zu hören und die Uebungen zu besuchen, die der »Zeitungswissenschaft« gewidmet sind; ebenso nützlich und aufschlussreich kann sich die Absolvierung eines Volontariats gestalten — die Redaktionen einiger grosser Schweizer Tageszeitungen räumen ausgewählten Bewerbern gern die Chance ein, eine solche »Schnupperlehre« anzutreten. Hier erfährt man mehr über die Praxis, dort mehr über die Theorie und Geschichte des Journalismus; beides hilft, klarer zu sehen, ob sich jemand für diesen Beruf eignet oder nicht.

Auch ein Versuch, sich bei einer Tageszeitung als gelegentlicher Mitarbeiter einzuführen, indem man die betreffende Redaktion mit unangeforderten Manuskripten beliefert, vermag unter Umständen erfreuliche Resultate zu zeitigen — freilich auch Aerger

hervorzurufen, wenn die Artikel postwendend und oft kommentarlos zurückgeschickt werden; ein geborener Journalist wird sich da nicht so leicht zermürben lassen, sondern weiterhin versuchen, Aufmerksamkeit zu erregen: wo Qualitäten vorhanden sind, stellt sich der Erfolg nach geduldigem Warten und harter, oft vergeblicher Arbeit sicher ein.



Doch alle diese Möglichkeiten, so wertvoll sie auch sind, bleiben letztlich Sackgassen, wenn der, der Journalist werden möchte, nicht die Berufung zu diesem Beruf spürt, wenn er sich nicht unwiderstehlich, sozusagen mit Haut und Haar zur Tageszeitung hingezogen fühlt. Wer sich derart von der Presse gefangen nehmen lässt, der wird eines Tages unfehlbar beim Journalismus landen, ob er sein Studium, was aus vielen Gründen zu empfehlen ist, nun abgeschlossen hat oder ob er es vorzeitig abbricht, weil ihn sein Temperament aus dem Hörsaal hinausführt in das pulsierende Leben der Gegenwart. Was er dann wird: Reporter, Kritiker, Redaktor, Berichterstatter, Korrespondent im Ausland oder in der Schweiz, Sportjournalist oder ein »Freier«, darüber entscheiden seine persönlichen Neigungen und Fähigkeiten, seine Interessenrichtung und natürlich auch der Bedarf des Blattes, dem er sich zuwendet.

Was die Presse braucht, sind ausgeprägte Individualisten mit eigenen Ideen, Initiative, Einfallsreichtum und Phantasie, vielseitig gebildete, geistesgegenwärtige, bewegliche und weltoffene Leute, die sich trotz ihrer Originalität in ein kollegiales Team einfügen können. Und noch etwas: Wer Journalist werden will, sollte sich mündlich wie schriftlich gewandt auszudrücken vermögen, nicht nur die deutsche, sondern auch zwei, drei fremde Sprachen beherrschen und selbst dann einen gepflegten und lebendigen Stil schreiben, wenn der Artikel eilt.

Sie sehen, von einem Journalisten wird viel verlangt; von einem guten oder gar glänzenden noch einiges mehr. Ein solcher Beruf, der mit eher harten Arbeitsbedingungen verbunden ist, reizt Sie nicht? Dann werden Sie wohl kaum ein Journalist. Falls Sie aber trotz allem (oder gerade deswegen) eine Verlockung spüren, dann sind Sie vielleicht ein geborener Journalist.



Tages-Anzeiger

Ueberparteiliche schweizerische Tageszeitung
Redaktion, Werdstrasse 21
8021 Zürich 4, Telefon 25 02 95

Eine Studentenzeitung: wie soll sie sein?

Viele Fragen . . .

Kürzlich war im »Zürcher Studenten« ein Inserat zu finden, wonach drei neue Redaktoren gesucht wurden. Somit wird in einem Semester eine vollständig neue Redaktion am Werke sein. Und dies charakterisiert ein hervorstechendes Merkmal jeder Studentenzeitung, nämlich Mangel an Kontinuität. Ist es wünschenswert, wenn die Zeitung ihr Gesicht nicht ändert? Wenn sie trotz Redaktionswechsel eine Linie verfolgt, die die gleiche geblieben ist wie unter ihren Vorgängern? Oder ist es nicht im Gegenteil erfrischend, wenn mit dem Redaktionswechsel auch die Zeitung ganz anders aussieht?

Dies führt zur Frage der Konzeption. Und auch hier kann man verschiedenste Ansichten vertreten. Beispiele anderer schweizerischer und ausländischer Studentenzeitungen sind sehr aufschlussreich, und ein Vergleich mit ihnen kann nur Gewinn bringen. Sollen die Nummern thematisch in sich geschlossen sein? Oder soll jede Zeitung das ganze Spektrum der Rubriken enthalten? Sollen alle möglichen Mitteilungen und kleinen Beiträge separat abgedruckt sein? Und was soll eine Studentenzeitung überhaupt bringen? Soll sie sich in Politik einmischen? Soll sie der Diskussion viel Platz einräumen? Oder sogar Polemiken zulassen?

Mit der Konzeption hängt die redaktionelle Tätigkeit eng zusammen. Auch hier gibt es zwei Alternativen: Soll die Redaktion nur gerade die vielen Meinungen und Ansichten der Studentenschaft wiedergeben, oder soll sie der Zeitung eine klare, eigene Linie geben? Sind die Reaktionen der Leser verbindlich, soll ihnen Rechnung getragen werden?

. . . und einige Antworten

Gespräch mit Rektor E. Schweizer

Der Rektor der Universität, Herr Prof. Dr. E. Schweizer, hatte die Freundlichkeit, uns seine Ansicht über Funktion und Gestaltung einer Studentenzeitung überhaupt und des »zsk« im besonderen darzulegen. Seine Ausführungen seien hier in den Hauptzügen zusammengefasst:

Eine Studentenzeitung sollte nur Themen behandeln, die den Studenten selbst beschäftigen oder doch zumindest beschäftigen sollten:

Jeder Student steht innerhalb der Universität im Kräftefeld von Individualität, einseitigem Fachstudium und Vermassung. Jeder dieser drei Punkte soll innerhalb einer Studentenzeitung zur Sprache kommen. So ist der Artikel der Schwednmaid nicht zu verurteilen, stellte er doch ein allgemeines, jeden betreffendes Problem ziemlich sachlich und nüchtern dar. Um reines Fachstudium zu vermeiden, werden neue Möglichkeiten der Gestaltung von Ringvorlesungen in der Form von Podiumsgesprächen ausprobiert, und ein Gespräch der Dozenten untereinander findet, vom Rektor eingeleitet, im Semester einmal statt – auch darüber darf berichtet werden. Der Zürcher Student kann mit Einführungen in gewisse Wissensgebiete, wie dies der Artikel über Topologie gemacht hat, zwischen den Fakultäten vermitteln; im Idealfall liessen sich möglicherweise Dozenten finden, die über ihr Gebiet kurz Bericht erstatten. Jeden Studenten betreffen auch Fragen der Examen, Studienprogramme, Organisation, Mensa, Zimmeruche und Baufragen überhaupt.

Im weiteren steht die ganze Universität in Beziehung zu Staat und Politik; Ausgehend von konkreten politischen Fragen, die mit der Uni in Zusammenhang stehen, lassen sich allgemein politische Themen behandeln; so ist es angebracht, im Anschluss an eine Erörterung der Bundeshilfe für Universitäten über Föderalismus und Zentralismus zu sprechen. Auch der Afrikazyklus steckte, ausgehend von der Zürcher Universität, ein viel weiteres Problemfeld ab.

Alles aber soll den Menschen als Ganzen zum Gegenstand haben. Humanität ist ein grosses Thema: Eine kritische und eine positive Beurteilung darf dabei zum Zuge kommen: Als letzten Sommer Böthers an Humboldt geschulte Gedanken, denen auch der Herr Rektor sehr nahesteht, einflussreich waren, hätten auch scharf soziale Töne, wie sie in Gen herrschen, erklingen dürfen.

Dieser Mensch als Ganzer wird von theologischen Fragen betroffen, die somit ebenso Anrecht auf Behandlung haben; allerdings ist, wie bei allem andern auch, auf Qualität zu achten, rufen doch schlechte Artikel nur schwache, wenn auch breite Kritik hervor: Kritik muss mit extremen, angreifbaren, aber guten Beiträgen geweckt werden.

Der »zsk« nun, um den es ja im besonderen geht, ist doch weitgehend gut, bedenkt man doch, dass Amateurredaktoressen neben dem Studium achtmal jährlich eine Zeitung mit ansprechendem Inhalt herauszugeben vermögen. Bei der Gestaltung der Zeitung sollten studentische Ämter, ihrer häufig zufälligen Besetzung wegen, die Redaktion nicht beeinflussen. Die Redaktion aber hat jede Meinung, sofern sie gut formuliert ist, abzudrucken. Die Redaktoren sollen, vom KStR gewählt, eine Repräsentation der Studentenschaft darstellen.

Anregungen weiss Rektor Schweizer, dem wir für seine uns gewidmete Zeit und Mühe herzlich danken, keine zu machen – zumindest nicht so kurz vor den ersehnten Ferien –, doch im neuen Semester werden bestimmt neue Ideen bereitliegen. . . .

Markus Mäder

Prof. Dr. Cramerann, Dozent für Fütterungslehre

»Zürcher Student« – Ein fertiges Boulevardblatt à la Zürcher Woche! Nicht ganz so tief wie der

Hier allerdings wird die Studentenschaft in ihrer Eigenschaft als Verleger mitreden. Je nachdem kann dies Spannungen im Verhältnis Studentenschaft-Redaktion ergeben. Soll die Redaktion, nachdem sie einmal von den Studentenschaften gewählt worden und damit ihres Vertrauens als würdig befunden worden ist, vollständig unabhängig sein? Oder kann die Studentenschaft jederzeit intervenieren, wenn ihr etwas nicht passt, wenn sie z. B. von der Redaktion ihrer Tätigkeit wegen angegriffen wird? Nun, dies sind Ermessenfragen, die weitgehend von den beteiligten Personen abhängen.

Es gibt weitere Fragen. Organisatorische beispielsweise. Soll das Team aus gleichgestellten Redaktoren bestehen oder von einem Chefredaktor geleitet werden? Trotz dreijähriger Tätigkeit als Redaktor könnte ich viele Fragen nicht eindeutig beantworten, ganz einfach deshalb, weil es offensichtlich verschiedene Möglichkeiten gibt, wie eine Studentenzeitung aussehen könnte.

Es bleibt die Erkenntnis, dass noch viel mehr getan werden könnte. Dass allzu viele Ideen nicht realisiert wurden. Dass einiges misslungen ist. Zum Beispiel mehr Nummern herauszubringen; Themen umfassender zu bearbeiten. Aus Zeitmangel, Mangel an Mitarbeitern und anderen Gründen, wegen zuwenig Geld – es ist ein schwacher Trost. Vielleicht wird es einer neuen Redaktion gelingen, neue Ideen zu realisieren und der Zeitung ein ganz anderes Gesicht zu geben.

Um einige Ansichten und Antworten zu erhalten, haben wir in mehreren Interviews solche Fragen gestellt. Die Antworten zeigen, was eine Studentenzeitung sein sollte und sein könnte. BG

Blickt! Dies war die spontane Reaktion von Prof. Cramerann. Freie Meinungsäußerung sei zwar in Ehren zu halten, doch müsse man nicht nur Negatives zu Worte kommen lassen. Typisch sei die Reaktion auf den – zugegeben – diskussionswürdigen Artikel »Ein Weg zum Christentum« gewesen. Mit »philosophischem Zerhacken« sei es nicht getan, Nonkonformismus als Prinzip wirke abstoßend. Farblos ohne Relief dürfe natürlich eine Studentenzeitung auch nicht sein. Redaktion und studentische Exekutive? Da letztlich die studentische Behörde verantwortlich ist, haben sich auch die Redaktoren ihrer gegenüber zu verantworten. »Früher hat mir der Zürcher Student sehr gefallen. Ich habe daraus im Hörsaal sogar vorgelesen.«

Guido Oberer, stud. arch., 2. Sem.

Der »Zürcher Student« soll informieren über die Kontaktmöglichkeiten unter den Studenten, soll auch über die Probleme der Studenten ausserhalb der Schule und im Ausland schreiben, aber nicht in Politik machen. Wichtig ist die Vertretung studentischer Anliegen gegenüber der Öffentlichkeit. Der Vorstand der Studentenschaft soll sich nicht einmischen und der Redaktion freie Hand lassen. Die Aufmachung des »Zürcher Studenten« ist gut, man könnte ihn jedoch noch mehr als verbindendes Element unter den Studenten einsetzen.

Urs B. Wyss, Präsident des VSS

Eine Studentenzeitung soll über alles informieren, was auf studentenpolitischem Gebiet vor sich geht, und soll allgemein über das berichten, was sonst auf studentischem Gebiet passiert. Sie soll zur Meinungsbildung beitragen, indem sie die Möglichkeit bietet, studentische Probleme zu diskutieren. Auch allgemeine aktuelle (oder auch weniger aktuelle) können berücksichtigt werden. Die Redaktion soll auf keine Weise in einem Subordinationsverhältnis zur studentischen Exekutive stehen. Dem Vorstand der Studentenschaft muss aber Platz eingeräumt werden um Probleme aus der Sicht zu behandeln. Urs B. Wyss findet den »Zürcher Student« ausgezeichnet und ist allgemein der Ansicht: »Die schweizerische Studentenpresse scheint mir ein hohes Niveau zu haben. Vielleicht sollte die formelle Unabhängigkeit von der studentischen Exekutive juristisch noch besser verankert werden. Vom VSS aus müssen die Informationen über das Verbandsgeschehen und die aktuellen gesamtschweizerischen Hochschulprobleme vermehrt dargestellt werden.«

Frau Egli, Abonnentin

Es ist aufschlussreich, verschiedenste Probleme aus studentischer Sicht kennenzulernen, besonders wenn man Kinder hat. Wichtig ist auch, Probleme aus Hochschule und Politik aus der Perspektive von Leuten kennenzulernen, die später höchst wahrscheinlich einmal wichtige Stellen innehaben. Frau Egli liest deshalb den Zürcher Studenten mit Interesse.

Franz Germann, Mitglied des Kleinen Studentenrates

Die Studentenzeitung hat zwei wesentliche Aufgaben: Information und studentische Unterhaltung. Der Student soll aus ihr die Information beziehen über das, was an der Hochschule läuft. Die Unterhaltung muss von hohem Niveau sein. Am »Zürcher Studenten« ist die Weite des Themenkreises sehr positiv zu bewerten. Es sollte so sein, dass Studenten, die kaum über ihre Fakultät hinaussehen, erfahren können, was die anderen machen. Deshalb ist es günstig, eine umfangreiche Zeitung

zu haben, was andererseits die Gefahr birgt, dass vieles nicht gelesen wird. Deshalb müssen alle Artikel so präsentiert werden, dass ein Anreiz besteht, auch das zu lesen, was nicht direkt interessiert.

Eine Studentenzeitung soll beides sein: offizielles Organ der Studentenschaften und eine Zeitung im obigen Sinne. Der Verleger muss so weit Einfluss nehmen können, dass er dann eingreifen kann, wenn seine Interessen gefährdet sind, d. h. wenn die Redaktion den Interessen der Studentenschaft in der Öffentlichkeit schadet. Man kann relativ leicht die Studenten so hinstellen, dass die Verhandlungsposition wegen Berichten im »Zürcher Studenten« bei Behörden und Öffentlichkeit geschwächt ist. Im übrigen sind die Studentenschaften als Verleger die oberste Instanz und müssen auf ein gewisses Niveau achten. Wohl braucht das Blatt nicht »gouvernementale« zu sein, soll aber auch nicht Tummelplatz solcher werden, die ihren Kommilitonen irgend etwas sagen wollen.

Michael Haller, Chefredaktor des Basler Kolibri

lies uns eine Rezension des Zürcher Studenten zukommen: Er stellt sich eine Studentenzeitung genauso vor wie den Kolibri. Der Zürcher Student Nr. 3 hingegen enthält nur Kaleidoskope, Kaleidoskope, einen schlechten Aufguss Thiemannscher Geschichten von Martin Lerch, einen Abdruck aus der pueril-senil-verantwortungslosen Zeitung »Neutralität« neben der Reaktion von Studenten und vielem anderem mehr – alles in schlechtem Umbruch, schlecht zusammengestellt: Der Rest ist Schweigen oder Reklame. Die Redaktion ist genauso träge und desinteressiert ignorant wie die Leserschaft. Wo ist das Engagement? Nun geht Michael Haller, Chefredaktor des Basler Kolibri, zur positiven Kritik über: Er macht einen konkreten Vorschlag zur möglichen Aufgabe einer Studentenzeitung: Meinungsbildung, Schaffung eines Problembewusstseins!

Wir danken Michael Haller für seinen uns grosszügig zur Verfügung gestellten Ideenreichtum.

Hans Hübner, stud. phil. I, aus Deutschland

Die Studentenzeitung ist ein Organ für die Meinungsäußerung, kein Bulletin und kein Kluborgan, deshalb ist die couleurstudentische Spalte überflüssig. Information über studentische Anlässe und Gruppen soll auf einer separaten Informationsseite erfolgen. Der »Zürcher Student« ist zu langweilig, der »Umbruch« zu lahm und die Meinungen stellenweise zu bieder. Die studentische Exekutive soll keinen Einfluss auf die Gestaltung des Blattes nehmen, sich auf ihre offiziellen Mitteilungen beschränken und der Redaktion freie Hand lassen. Eine Studentenzeitung soll sich nicht auf Studentische beschränken. Als Mitarbeiter sollen Leute mit gesichertem Wissen mitwirken, nicht solche, die intellektuell spielen wollen. Dem Leitartikel muss Beachtung geschenkt werden. Was den Umbruch anbelangt, so soll die Aufmachung so sein, dass die Zeitung zum Lesen reizt. Die Überschriften haben dem Rechnung zu tragen. Die Titelseite muss Titelfreiheit sein. Die Studentenzeitung soll Narrenfreiheit haben, sie aber nicht erkennen lassen und fundiert polemisch sein. Wichtig sind Beiträge von Professoren und Artikel, die über das Studentische hinausgehen, ohne aber ihre Herkunft zu verleugnen. Wenn über Politik geschrieben wird, so muss der Ausgangspunkt die Universität bleiben. Die Artikel dürfen nicht zu persönlich sein, sondern abgerundet durch Studium von Sekundärliteratur. Wenn möglich soll mit Korrespondenten gearbeitet werden. Und vor allem ist wichtig, dass die Redaktion ein klares Konzept verfolgt.

Herr Freihofer, Buchhändler für Technik und Wissenschaft

Als Buchhändler ist Herr Freihofer auch Kaufmann und deshalb daran interessiert, im Blatt, das von einem grossen Teil seiner Kundschaft gelesen wird, zu inserieren. Er verfolgt die Probleme der Studenten in ihrer Zeitung mit Aufmerksamkeit. Er findet den »Zürcher Student« lebhaft, das Verhältnis zwischen Text und Inseraten richtig.

Herr Rudin, Propagandachef der I. R. Geigy AG

Die Grossindustrie ist interessiert an guten Beziehungen zu den Studenten. Als Sympathie-kundgebung unterstützt sie deshalb die Studentenzeitungen durch grosse Inserate, die natürlich auch eine bestimmte Vorstellung von der Industrie mitformen sollen, von der die Studenten meist noch sehr unbestimmte Vorstellungen haben. Die Studentenzeitung soll ein Forum sein, wo Anliegen der Studenten diskutiert werden können wie Fragen in Zusammenhang mit dem Studium, auch aktuelle Fragen, die durchaus auch politische Probleme berühren dürfen. Die Studentenzeitung soll auch eine verbindende Wirkung auf die Studenten haben.

Sergio Pellegrini, Präsident des VSETH

Studentischen Organisationen wird weitgehend die Unvollkommenheit studentischen Bemühens, der stete Wechsel in den Gremien, der Mangel an Erfahrung, fehlendes Verantwortungsbewusstsein und Unreife vorgeworfen. Um dem entgegenzuwirken, sollte der »Zürcher Student« nicht nur blosse Information, Unterhaltung und Artikel von allgemeinem Interesse bieten, sondern auch in allen studentischen Fragen als meinungsbildendes Organ wirken. Erstens soll der Student Zürichs

zur Mitdiskussion angeregt werden und sich seiner Aufgaben und Pflichten, aber auch seines politischen Einflusses bewusst werden. Zweitens soll die Öffentlichkeit, insbesondere die Behörden, von Hochschulfragen zu hören bekommen. Dass daneben Artikel wie diejenigen von Frisch, Kutter oder Rippmann dem »Zürcher Studenten« wohl anstehen, ist klar. Werbung fürs SONAFE und ein Bericht über das CERN sollen ebenfalls Platz finden.

Intellektuelle Kritik und Diskussion, eine konstruktive Opposition können sich in einer gegenvernehmlichen Zeitung kaum entfalten. Die Redaktion soll also frei von den Studentenschaften arbeiten. Dass die Redaktoren von der Studentenschaft gewählt werden, soll das Vertrauen der Zeitung auf die studentischen Gremien dokumentieren.

Studentisch – aber selbstbewusst kritisch – aber sachlich fundiert unabhängig – aber verantwortungsbewusst So soll der »Zürcher Student« sein.

Urs Osann, Vizepräsident des VSS, stud. EL-Ing. 5. Sem.

Jede Studentenzeitung soll ideenreich und originell, aber verantwortungsvoll sein. Sie kann dazu beitragen, das studentische Bewusstsein zu fördern; sie soll studentenpolitische Fragen behandeln, aber keine einseitige Linie verfolgen, sondern verschiedenen Meinungen Platz einräumen. Das Interesse der Studenten soll auch auf Probleme gelenkt werden, die nicht mit seinem Studiengebiet zusammenhängen. Die Studentenzeitung darf vom Vorstand der Studentenschaft nicht kontrolliert werden, soll aber zu ihm auch nicht in Opposition stehen, obwohl natürlich dessen Massnahmen und Ansicht durchaus kritisiert werden dürfen. Osann hält den »Zürcher Studenten« für gut, möchte aber gewisse Themen vermehrt behandelt sehen, wie etwa: Progressive Tendenzen bei den welschen Studenten, Hochschul- und Nachwuchsprobleme. Ausserdem sollte er vermehrt über die Tätigkeit des Verbandes der Schweizerischen Studentenschaften informieren.

Dr. Dütsch, Reklameakquisiteur des »Zürcher Studenten«

Die Studentenzeitung ist das Sprachrohr der Studenten, das sich mit ihren Problemen auseinandersetzt. Sie soll die Probleme der Generation aus studentischer Sicht behandeln, z. B. die Ausichten nach dem Studium, die Studentenehen oder die Auswirkungen der Konjunktur auf das Studium. Sie soll auf studentische Art unterhalten, wobei aber das Niveau zu halten ist. Eine Studentenzeitung ist dann interessant, wenn Studenten sie schreiben und darin diskutieren. Dr. Dütsch findet den »Zürcher Studenten« gut und lebendig, den Umbruch sogar hervorragend. Er schätzt Rubriken wie etwa die »Galerie«, lehnt aber Entlegungen ab.

Nachdem die Exekutive die Wahl der Redaktoren vorgenommen hat und sie so ihres Vertrauens für würdig befunden hat, soll sie ihnen freie Hand lassen. Als Verleger hat die Studentenschaft jedoch das Recht, die redaktionelle Linie weitgehend zu bestimmen, und die Pflicht einzuschreiben, wenn von der Grundkonzeption einer politisch, konfessionell und weltanschaulich neutralen Linie abgewichen wird.

Die Inserate betreffend (die beim »Zürcher Studenten« ca. ¼ der Kosten decken), kann festgestellt werden, dass Stellenangebote immer grossen Wiederhall finden. Auch Abonnentenwerbungen für andere Zeitungen zeigten Erfolg. Inserate grosser Firmen versprechen Wirkung auf längere Sicht, indem sie zum »Image« beitragen. Jedenfalls sind die Inserenten zufrieden, nehmen doch die Inserate stetig zu.

Karl Reichsteiner, cand. Forst-Ing., Fachvereinspräsident der Abt. VI

Das Organ der Studentenschaft soll sich mit studentischen Problemen befassen, es soll auch über ausländische Studenten und Hochschulen informieren und selbstverständlich über studentische Anlässe berichten. Wichtig ist eine vermehrte Information über die studentischen Organisationen und ihre Ämter, was dazu führen könnte, vakante Stellen leichter und besser wieder zu besetzen. Die Redaktion einer Studentenzeitung soll unabhängig sein von jeder Bevormundung, soll aber andererseits so viel Verantwortungsbewusstsein besitzen, dass das Bild des Studenten in der Öffentlichkeit nicht zu Schaden kommt. Der »Zürcher Student« ist in der vorliegenden Form gut.

Werner Wollenberger, Chefredaktor der »Zürcher Woche«

In erster Linie soll eine Studentenzeitung über das Leben an der Hochschule berichten, über Oben wie Unten, über Professoren und Studenten. Sie soll über den Verlauf der Studien informieren, über den Stand der Forschung: Was geht vor? Was ist erreicht worden? Woran wird gearbeitet? Sie soll Spiegel dessen sein, was an der Hochschule passiert. Weiter soll sie das Zusammengehörigkeitsgefühl der Studenten fördern und ein bisschen von dem geben, was die Universität nicht mehr ist, nämlich universitas. Auch in innen- wie aussenpolitischen Fragen muss sich eine Studentenzeitung einmischen, denn es geht eben etwas an, als Wehrmann und als Staatsbürger beispielsweise. Es ist Pflicht der Studenten, zu aktuellen Problemen Stellung zu beziehen, nicht nur im Sinne der Opposition, sondern ganz grundsätzlich.

Eine Zeitung ist keine demokratische Institution, sie ist nur in einer hierarchischen Form möglich. Falls der Verleger aber die Entscheidungsgewalt an jemanden delegiert, so muss dieser freie Hand haben. Dreineuden ist unzumutbar. Natürlich muss

Fortsetzung auf Seite 6

Fortsetzung von Seite 5

der Verantwortliche je nachdem die Konsequenzen tragen. —

Wollenberger liest den »Zürcher Studenten« regelmässig, findet ihn gut gemacht, sieht jedoch noch zu wenig von seinen Forderungen erfüllt. Es soll mehr über das Hochschulwesen berichtet werden. Dann müssten einmal die soziologischen und ökonomischen Grundlagen des Studiums erarbeitet werden. Kultur oder Kontakte zum Studenten aus dem Ausland könnten ebenfalls vermehrt gepflegt werden. Eine konkrete Idee für eine aufschlussreiche Umfrage wäre: »Wo steht der Student eines gewissen Jahrgangs heute? Was sind daraus für Schlüsse zu ziehen?«

Bernhard Kamer-Risch, Präsident des GStR.

Eine Studentenzeitung — von Studenten, für Studenten; ein Schlagwort aus Eurer Redaktionsstube, das stimmt und nicht stimmt. Es sollen Studenten sein, die die Zeitung formen und gestalten, es werden wohl immer hauptsächlich Studenten sein, die sie lesen. Die aber, die eine Studentenzeitung redigieren, sind anders als die, die sie lesen. Zur Redaktion gehören vielleicht Idealisten, sicher gehören ihr Studenten an, die ihre Mitarbeit als Vorbereitung auf eine spätere berufliche oder ausserberufliche Tätigkeit betrachten. Beide Gruppen stellen, jede auf ihre Weise, eine Elite der Studentenschaft dar. Die Angesprochenen jedoch bilden heute weder eine einheitliche Vielheit noch eine vielfältige Einheit; der Student ist sich nicht bewusst, einer nicht selbstgewählten Organisation anzugehören.

Daraus lassen sich zwei Aufgaben ableiten: Eine Studentenzeitung soll Informationen aus der eigenen Studentenschaft bringen, um die mangelnde Beziehung zwischen Student und Studentenschaft wenigstens von einer Seite her nicht ganz abbrechen zu lassen. Im weiteren soll sie über studentisches Leben ausserhalb der eigenen Hochschule berichten.

Persönlich möchte ich den Aufgabenkreis einer Studentenzeitung jedoch weiter fassen; sie soll grundsätzlich alle Themen bearbeiten (können), die den Studenten als Menschen, als Erwachsenen, als Bürger und als Strebenden angehen. Ich sehe deshalb keine Grenze gegen allgemeine Fragen aus Politik, Wirtschaft, Kultur und Weltanschauung hin gezogen; im besonderen darf und muss eine Studentenzeitung kritisch sein (doch verwechselt bitte Kritik nicht mit Negativismus).

Und noch etwas: Eine Studentenzeitung darf sich einen Faupax leisten! Sie darf aber nie aufhören, immer besser werden zu wollen!

Ich habe den ersten Kontakt mit Eurer Zeitung im Jahre 1956 gehabt, und ich besitze dieses erste Exemplar noch. — Herzliche Gratulation zu allem, was sich inzwischen geändert hat!

Ich betrachte Eure (und unsere) Studentenzeitung als die beste schweizerische studentische Publikation und als eine der besseren unter den vielen, die ich kenne (deutsche, französische und belgische). Dieses Lob bezieht sich ohne Einschränkung auf die äussere Erscheinung und weitgehend auf den Inhalt. Was mir in letzter Zeit nicht gefallen wollte, waren die kleinen, leider immer gehässiger werdenden Bosheiten gegen Institutionen unseres Staates; die ersten »militärischen« Karikaturen und Glossen waren erfrischend, die letzten eher peinlich. — Und noch etwas: Das Möchte-gern-erotisch-sein solltet Ihr der weitverbreiteten in- und ausländischen Boulevard-Presse überlassen. (Diesen Satz dürft Ihr auch weglassen!)

Die Studentenschaft beeinflusst die Zeitung indirekt durch die Wahl der Redaktoren. Direkt nur in der Information über Begebenheiten, die unsere Studentenschaft betreffen. Keinesfalls dürfen die Vorstände oder die Parlamente der Studentenschaften Einfluss nehmen auf die Themenwahl oder die Gestaltung der Zeitung oder gar auf die persönliche Einstellung eines Redaktors oder Mitarbeiters.

Die Freiheit der Redaktion hat ihre Grenzen im guten Geschmack und im Verantwortungsbewusstsein, das man von einem Studenten erwarten kann.

Tourismus ist, wenn man eine Reise tut oder die Betrachtungen eines Amateurreisenden

Wenn du dir über dein Ferienzziel im klaren bist, so denke daran, dass eine Reise nur dann zu einem richtigen Vergnügen wird, wenn du sie auch wirklich vorbereitest.

Dein Gepäck wirst du so zusammenstellen, dass du so wenig wie möglich herumschleppen musst. Denke daran, dass ein kleines Päckchen Waschpulver und ein Plastikkleiderbügel viel leichter sind als viel Ersatzwäsche. Du hast sicher im Atlas nachgeschaut, was für ein Klima dort herrscht, und du wirst dementsprechend auch Pullover oder Leibchen mitnehmen. Wenn du aber auf eine grosse Fahrt gehst, die dich auch in Städte führt, so vergiss den dunkleren Anzug nicht. Auch heute noch machen die Kleider die Leute, und wenn du in England beim Autostopp einmal einen Lord erwischst, so wird er dir nicht böse sein, wenn du in den Blue Jeans auf der Strasse stehst, aber er wird eher seltsam betupft sein, wenn du in diesen Klammotten an den Tisch kommst. Wenn dir daran gelegen ist, Gastfreundschaft wirklich zu geniessen, so solltest du auf diesen Punkt achten.

Reisebücher und Karten des besagten Landes kaufst du am besten schon hier. (Auch vom Ort in Syrien, wo deine Tante vor 25 Jahren den Fuss verstaucht hat, bekommst du die Karte im Spezialhaus: Kartenhaus Balzer, Zürich.) Und wenn du dir mit einem Filzstift die wichtigsten Sachen anzeichnest, findest du sie auch im fremden Land wieder. Alles kannst du natürlich nicht mitschleppen, doch vergiss deinen Kopf nicht: Schau dir zu Hause neben den Karten auch Geschichtsbücher und andere Unterlagen an und staple dir die wissenswerten Sachen in deinem Gedächtnis auf. Vergiss auch nicht, bei dem zuständigen Verkehrsbüro noch Prospekte anzufordern. Sie geben dir die Auskunft, wann und wo was offen ist. Und zudem findest du dort auch alle kleinen Hinweise, wie zum Beispiel: Für eine Führung durch die Guinness-Brauerei in Dublin melde man sich um 15.00 h am Eingang Ost. Das ist nicht nur interessant, sondern du kommst so auch zu einem billigen Vergnügen. Es gibt natürlich noch viele Möglichkeiten, sich vorgängig einer Reise über Sehenswertes zu orientieren, doch für hier nur noch einen Hinweis: Wenn du jemand kennst, der schon an deinem Ferientort war, so steige ihm auf die Bude und lass ihn erzählen. Die Reiseerfahrung bildet ja auch die Grundlage für alle schriftlichen Guides, doch du wirst selber sehen, dass man nie alles zusammen kann.

Wenn du nun daran gehst, deine Reiseroute auszuarbeiten, so verfallende nicht dem Fehler der Amerikaner: Sie machen Europa in 20 Tagen. Wenn du daran denkst, dass jedes Land seine eigene Atmosphäre hat, so wirst du versuchen, zuerst ein bisschen von ihr aufzunehmen. Am besten gelingt dir das, wenn du die ersten paar Tage deiner Ferien am gleichen Ort verbringst. Für den ersten Tag vergiss, dass es 2 wichtige Museen und 5 gute Theater hat. Schau dir zuerst den Ort an. Ganz einfach, indem du versuchst, einen Ueberblick über die Situation zu erhalten. (Ein Tip hier: Mein erster Gang in jeder Stadt ist auf den höchsten Turm, denn so bekomme ich ein Gefühl dafür, wo ich bin.) Doch dann kannst du daran gehen, dir die Sachen anzuschauen. Du hast sicher einen roten Faden durch deine Ferien gezogen: ob das nun die Glasfenster der Kathedralen oder die Werke Rubens oder auch nur das Braunwerden sind, es kommt aufs gleiche heraus.

Eine Warnung hier an jene, die sich für eine Gruppenreise entschieden haben. Die Reiseorganisation vermittelt dir ausschliesslich das Skelett der Reise, und wenn du wirklich etwas von einer Gruppenreise haben willst, so musst du deine Ferien genauso sorgfältig vorbereiten wie jener, der auf eigene Faust loszieht.

Für den Studenten gibt es sicher unzählige Variationen, wie er von einem Land ins andere reisen

kann, beim Autostopp angefangen bis zum regulären Flugkurs. Vergessen wird oft, dass du als immatrikulierter Student spezielle günstige Transportarrangements kaufen kannst. In fast allen Ländern Europas bestehen Studentenreisebüros, die dir Zug-, Bus-, Schiff- oder Flugtransporte zu besonders günstigen Bedingungen anbieten können. Nur ein Beispiel sei hier erwähnt: Der Studentenfug von Basel nach London kostet dich 90 Fr., und das ist sogar billiger als der entsprechende Zugtransport. Und keine Angst: Auch die Studentenreisebüros sind darauf angewiesen, dass sie ihre Kundschaft behalten können, und verschärfen sich daher nicht in eine uralte Maschine, die ihrem letzten Flug in der Luft entgegensteht. Bei der Auswahl des Transportes solltest du alle Möglichkeiten im Auge behalten und wenn möglich zwei verschiedene Lösungen für Hinfahrt und Heimfahrt wählen. Gehst du zum Beispiel nach Irland, so musst du einen Weg mit dem Schiff gehen. Denn diese Schiffe von England nach Irland oder umgekehrt gehören zum Land wie der Whisky. Oder in Spanien ist es ein Muss, dass man einmal mit einem doppelstöckigen Wagen eines Bundeszuges gefahren ist, in dem du den Eindruck bekommst, du seist nicht im 20. Jahrhundert, sondern noch im 17. Jahrhundert. Je nach Einkommen und Vermögen wählen auch die Einheimischen die Transportmittel, und wenn dich die sozialen Unterschiede interessieren, so kannst du sie in der Bahn, im Bus oder im Flugzeug studieren.

Für den Uebertritt von einem Land ins andere sind meistens gewisse Vorschriften zu erfüllen. Wenn du nicht genau weisst, welche Papiere du bei dir haben musst, so gib dir das Konsulat oder aber eine Fluggesellschaft die gewünschte Auskunft. Es ist immer sehr spannend, den Zoll zu überlisten, doch solange es nur um den Papierkrieg geht, lohnt es sich meistens nicht. Und wenn es mehr ist, so suche dir wirklich gute Verstecke und lege deine geschmuggelten Devisen um Himmels willen nicht in den Knopf der Gangschaltung in deinem 2 CV. Wenn schon, dann versuch es in der Art jenes Deutschen, der noch zur Zeit, als der Kaffee in Deutschland sehr teuer war, auf die Frage, ob er Kaffee bei sich hätte, mit »ja, einen Zentner, auf dem Dach meines Wagens« geantwortet hat. Der Zollbeamte verzog den Mund zu einem schiefen Lächeln und liess den Mann ziehen. Er hatte Kaffee. Einen Zentner, im Kofferraum.

Besonders wenn du in osteuropäische Länder fährst, musst du darauf achten, dass du alle Formalitäten erfüllt hast. Und versuche auf keinen Fall als Schweizer Prophet, der eine Demokratie zu verkaufen hat, aufzutreten. Sonst geht's dir wie jenen Franzosen in Bern, die sich beim chinesischen Botschafter Rat holen wollten. Mit einem Unterschied: Du verpasst wahrscheinlich den Beginn des Wintersemesters. Auch die Leute in Polen und in Ostdeutschland versuchen mit ihren Problemen fertig zu werden, und es hilft meistens nichts, wenn auch du dich noch über irgendein Detail auslässt.

Der zweite hier zu erwähnende organisatorische Punkt betrifft die Unterkunft. Auch hier hast du sehr verschiedene Möglichkeiten: vom Platz unter dem Baum bis zum Hilton-Hotel. Einen goldenen Mittelweg dürften hier diejenigen Hotels bilden, die zusammengefasst sind in der »International Student Hostel and Restaurant List«. Das ist eine kleine Broschüre, in der du die speziell günstigen Hotels in den meisten Hauptstädten Europas, aber auch Hinweise für billige Unterkunftsstellen in Amerika und Asien findest. Du bist in diesen Häusern weniger an eine Etikette gebunden und hast erst noch die Chance, Kommilitonen aus allen Ländern anzutreffen.

Also, damit hätten wir unsere Reise vorbereitet und auch Transport und Unterkunft organisiert. Es

bleibt noch die Reise selbst. Die Destinationen sind nun zwar verschieden, doch das Ziel ist immer das gleiche: Wir wollen etwas von unserer Reise haben. Was ich dir jetzt noch geben kann, sind ein paar Tips, wie du an Ort und Stelle ein Maximum aus deinen Ferien herausholst. Am ehesten machst du dir ein Bild vom Leben in einem Land, wenn du schaust, wie ein Tag dort verläuft. Ein 24stündiger Tag. Denn das Bild einer Stadt um 6 Uhr morgens ist grundverschieden von dem, was sich um 10 Uhr präsentiert. Mach einmal das Experiment, dass du mit den armen Leuten um 4 Uhr aufstehst und mit der »high society« um 4 Uhr zu Bette gehst. Du wirst erstaunt sein, welche Gegensätze sich zeigen.

Viel Vergnügen in deinen Ferien. Ich meinerseits habe heute alle Karten und Plakate fremder Länder von den Wänden meiner Bude heruntergerissen, auf dass es mich nicht doch etwa noch gelüste, in die Ferien zu gehen. K.

Fliegen — mit Studenten-Budget

Du kennst das Plakat: Studentenfliüge nach Tel Aviv, Athen, London und Kopenhagen, das vom Schweizerischen Studentenreisendienst in allen Universitäten ausgehängt wurde. Es ist dir vielleicht auch aufgefallen, dass diese Flüge viel billiger sind als die entsprechenden, die von andern Reiseorganisationen angeboten werden. Vielleicht hast du auch den Schluss daraus gezogen, dass das etwas faul im Staate Dänemark sein müsste, denn die Unterschiede sind wirklich sehr gross. Was steckt eigentlich hinter diesen Studentenfliügen? Es kommen sofort die Antworten: »Das sind halt alte Maschinen, die fliegen (oder auch nicht)«, oder: »Der Staat subventioniert diese Flüge.«

Weder, noch! Des Rätsels Lösung ist folgende: Diese Flüge werden von der grössten schweizerischen Chartergesellschaft im Auftrag des SSR durchgeführt. Sie unterscheiden sich durch nichts von den andern Flügen, die diese Gesellschaft fliegt. Ausschliesslich moderne Turboprop-Maschinen gelangen zum Einsatz, und du bekommst auch den gleichen Service, den jeder andere Fluggast der Gesellschaft bekommt. Kunststück, es wird ja auch gleich viel bezahlt. Zwar nicht von dir, aber vom Charterer, in diesem Fall vom SSR. Also doch Subvention? Auch das nicht, aber eine andere Kalkulationsgrundlage als bei den grossen Fluggesellschaften. Wenn du den Flugplan des SSR studiert hast, so hast du bemerkt, dass die meisten Flüge einmal oder zweimal wöchentlich durchgeführt werden, im Gegensatz zum Angebot einer Linien-Fluggesellschaft, die jeden Tag dieselbe Destination anfliegt. Was man mit dieser Beschränkung erreicht, ist eine Zusammenfassung der interessierten Studenten auf einen Flug. Und damit erreicht man einen viel höheren Auslastungsfaktor, als er im Linienverkehr erreicht werden kann. Durch die Zusammenarbeit mit ausländischen Studentenreisebüros kann man zudem auch diejenigen Flüge auffüllen, die normalerweise sehr schlecht besetzt wären. Man fasst hier zwei entgegengesetzte Verkehrsströme zusammen und erreicht eine maximale Auslastung.

Auf internationaler Ebene hat man uns Studenten dieses besondere Recht, dass wir unsere eigenen Flüge organisieren, zugestanden, wohl wissend, dass das Geschäft schliesslich doch bei den regulären Fluggesellschaften landet. Denn ist einer schon einmal geflogen, so wird er auch später eher wieder den Lufttransport wählen.

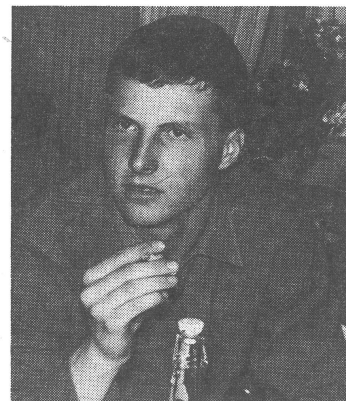
Das Flugnetz des Schweizerischen Studentenreisendienstes umfasst in diesem Sommer die Destinationen: London, Rom, Athen, Tel Aviv und Kopenhagen. Dazu sind Anschlussflüge ausländischer Studentenreisebüros nach Dublin, Istanbul und Helsinki organisiert. Auch wenn deine Pläne nicht zu diesen Destinationen führen, kannst du von den Studentenfliügen Gebrauch machen: Zum Beispiel wenn du von England über Deutschland reisen willst, so kannst du einen Flug London-Düsseldorf buchen. Eine Zusammenstellung aller Studententransporte findest du im Travelling Student, dem Fahrplan des reisenden Studenten, den du beim SSR erhältst. Klaus Kocher

Für dümmste Voten am DC sind prämiert worden mit dem Gartenzweig:



Enrico Clerici

1. DC WS 64/65:
»Ich möchte nur sagen, dass wir eigentlich sehr gute Beziehungen haben, der Stöffli und ich.«



Urs Haberthur

1. DC SS 65:
Der Kanton Zürich verkörpert 10 Millionen Einnahmehner.



Bernhard Kamer

2. DC WS 64/65:
Die alte Wochenkalenderkommission sollte trotz ihrer Amtsenthebung wiedergewählt werden.



Walter Kocher

2. DC SS 65:
Antrag auf nochmalige Einberufung der Versammlung, um Kochers Anträge bei Beschlussfähigkeit verhandeln zu können.

Die Psychologie des homo sovieticus

Aus dem Buch »Moskauer Sommer 1964« von Mihajlo Mihajlov

»Was für ein Glück, dass alle Enthusiasten schon gestorben sind! Denn sonst müssten sie mit ansehen, dass ihre Werke keinen Schritt vorwärts gekommen sind, dass ihre Ideale noch immer im gleichen Stadium stecken, und müssten erkennen, dass es nicht genügt, die Bastille zu zerstören, um aus gefesselten Sträflingen freie Menschen zu machen!«

Alexander Herzen

Es gibt eine sowjetische Psychologie – eine echt sowjetische. Es ist die Psychologie derjenigen, die sich mit dem historischen Ziel der Sowjetunion und mit allen Ideen, die das Leben in der Sowjetunion bewegen (oder bremsen), identifizieren. Diesen Typus Mensch finden wir hauptsächlich in den verschiedenen sowjetischen Delegationen, in den Aemtern, im *Intourist* und so weiter.

Der *homo sovieticus* ist nicht notwendigerweise identisch mit einem Mitglied der KPdSU, denn nicht alle acht Millionen Parteimitglieder sind *hominis sovietici*. Auch unter den Nichtmitgliedern der Partei existiert ganz gewiss ein nicht geringer Prozentsatz dieses Typs; zahlenmässig stärker ist er jedoch in der Partei vertreten, weil die Mitglieder der KPdSU – einer Organisation, die jeder demokratischen Grundlage entbehrt – widerspruchlos alle Befehle der »Oberenk« in der Praxis ausführen – Befehle, die – seit diese Partei an der Macht ist – Polizeicharakter tragen. Die Partei verlangt von ihren sicher nicht schlechten, aber charakterstarken Mitgliedern, aufrichtig an deren Unsinns, den die »Oberenk« befehlen oder vorschreiben, zu glauben, das heisst an den Unsinns derjenigen führenden Funktionäre, von denen kein einziger nicht posthum als »kapitalistischer Söldner«, »Verräter« oder »Angehöriger einer der zahlreichen »partei feindlichen Gruppen« und so weiter entlarvt worden wäre – seit dem »Volksfeind Stalin« an der Macht.

Das erste Charakteristikum des *homo sovieticus* ist es, alles zu befürworten und zu akzeptieren, was die »Oberenk« beschlossen haben – allerdings aufrichtig und ohne Hintergedanken. Das zweite Charakteristikum ist eine Art naiver und unbewusster *Jesuitismus*, eine Charaktereigenschaft, die Dostojewski in seinen »Dämonen« (in der Person Erkel's) beschreibt, nämlich die Charaktereigenschaft eines Menschen, der persönlich aufrichtig, herzlich und angenehm ist, der aber im Namen »höherer Ideale« zur grössten Gemeinheit fähig ist: »Befehle auszuführen war stets ein Bedürfnis der kleinen, unbegabten Naturen, die immer bereit sind, sich einem fremden Willen zu fügen, um damit der »allgemeinen« und »grossen Sache zu dienen! Aber diesen kleinen Fanatikern vom Typ eines Erkel ist auch dies gleichgültig. Denn sie vermögen einer Idee nicht anders zu dienen als dadurch, dass sie diese Idee mit derjenigen Person identifizieren, die diese Idee hervorgebracht hat. Der feinfühligste, zarte und gültige Erkel war von allen Mördern Schatows der gefühlloseste, und zwar ohne irgendeinen persönlichen Hass...«

Der XX. Parteitag der KPdSU hat natürlich sehr viel dazu beigetragen, den Mythos zu zerschlagen, der geistig das System drei Jahrzehnte lang zusammenhielt. Aber so wie Stalin nicht persönlich an Stalinismus schuld war, so vermochte auch der XX. Parteitag nicht all die unzähligen »Erkel's« zu beseitigen, die es kaum erwarten können, sich wieder vor einem neuen Idol zu verbeugen. Auf diese oder eine andere Weise versinnbildlicht der Stalinismus die Materialisierung der psychischen Wünsche von Millionen »Erkel's«, für die eine freie Entscheidung in jeder Lebenslage etwas Furchtbares sein muss. Die freie, persönliche Entscheidung ist für sie schwer oder gar unmöglich, denn wegen ihres geistigen Plebejertums können sie nicht ohne ihren »Herrn« existieren. Es ist wesentlich schwieriger, Subjekt zu sein als Objekt. Es ist wesentlich schwieriger, eine Persönlichkeit darzustellen als im Kollektiv unterzutauken. Es ist wesentlich schwieriger, selbst die Verantwortung für seine Taten zu tragen als einfach zu postulieren, der Mensch sei durch soziale und historische Naturgesetze bedingt. Der *homo sovieticus* wirkt auf den Ausenstehenden in erster Linie unreif, er ist so naiv, dass er selbst seine eigene Lüge zu glauben imstande ist, er verschliesst seine Augen bewusst vor allem, was diese Lebenslage entlarven könnte, er entschuldigt – bewusst und unbewusst – selbst die grösste Gemeinheit im Namen des »höchsten Zieles« – dies ist das psychologische Bild des durchschnittlichen *homo sovieticus*. Es wäre naiv, anzunehmen, eine Tyrannei sei jemals von Nichtsnutzern getragen worden. Jede – auch die schrecklichste – Diktatur wird von echten, ehrlichen Fanatikern getragen. Bewusste Nichtsnutze sind meistens selten und richten bei weitem nicht so viel Unheil an wie ehrliche Fanatiker.

Bedauerlicherweise fördert das Kollektivsystem in der Sowjetunion immer noch die Verbreitung des Erkel-Typs (das heisst die geistige und reale Verantwortungslosigkeit des Individuums – Anm. d. Herausgebers). Anfängen von den Kindergedichtchen und -liedern bis zum Schulsystem mit seiner Zwangserziehung zum »Kollektivgeist«, das heisst der Vernichtung jeder Individualität der Eigenpersönlichkeit des Kindes (darüber wird in der sowjetischen Presse in letzter Zeit viel geschrieben, zum Beispiel über die Uniformierung des Geistes, ganz besonders in den Pionierorganisationen), von der ausschliesslichen und unumschränkten Glorifizierung des Volkes, das in der sowjetischen Terminologie mit der Masse gleichgesetzt wird (dies ist die grösste Lüge, denn die Masse ist nicht das Volk! Puschkin ist das Volk, aber nicht die unpersönliche Masse!), bis zu den Kolchos und Gefängnissen und so weiter, das

heisst überall dort, wo »Disziplin im Sinne von »Befehl und Ausführung« herrscht, wird jede persönliche Initiative und Verantwortungsbereitschaft vernichtet. Zweifellos hat sich diese Situation seit 1966/57 gebessert und bessert sich weiter. Aber jeder neue Erfolg der fortschrittlichen Kräfte muss durch grosse Opfer und schwere Kämpfe erkauft werden. Noch immer wird jede selbständige Aktion – und sei sie noch so nützlich – verurteilt, wenn sie nicht von »oben« angeordnet wird; denn es gibt keine grössere Sünde als die ungeplante Tat. Auf diese Weise kommt es zu den unmöglichsten Absurditäten.

So empfahl die sowjetische Presse im vergangenen Jahr, häufig auf den Titelseiten, man möge in Moskau wieder Blumengeschäfte einrichten, da ja Blumen keine »bourgeoise Erfindung« seien, sondern es der »proletarischen Einstellung« zum Menschen entspreche, wenn man andere mit Blumen beschenke. Schliesslich hiess es in der Presse, irgendein Komitee des Stadtsojwets werde diese Angelegenheit prüfen und einen entsprechenden Beschluss fassen. Ich weiss nicht, was man letztlich beschlossen hat, aber allein die Tatsache, dass eine solche Angelegenheit auf den Titelseiten der Zeitungen erörtert wurde, spricht schon für sich.

In der Tat gibt es heute wohl keine konservativere Gesellschaft als die sowjetische. Jede geringfügige Veränderung, von der neuen Krawattenmode oder vom neuen Chanson bis zur Beinwehre der Hosen, ruft bereits grosse Proteste hervor.

Der XX. Parteitag der KPdSU hat dem *homo sovieticus* einen Todesstoss versetzt. Die junge Generation und vor allem die studentische Jugend reagiert fast krankhaft auf jede Absurdität des staatlichen Zentralismus und ist mit der langsamen Liberalisierung zutiefst unzufrieden. Aber diese Unzufriedenheit schlägt dann nicht selten ins andere Extrem um und führt zu neuen Absurditäten. So erklärte mir zum Beispiel ein Student der MGU wütend – um mir zu demonstrieren, wie in der UdSSR die Persönlichkeit missachtet werde – bei Radiosendungen mit moderner Musik gebe der Ansager den Titel des Stückes erst nach einigen Takten an, damit die interessierten Hörer nicht das Stück ohne die Stimme des Sprechers auf Tonband mitzuschneiden könnten. Natürlich hat dieser Fall nichts mit einer Missachtung der Persönlichkeit zu tun, sondern es handelt sich ganz einfach um die Nachahmung eines üblichen Sendeeffektes. Aber dieser Fall illustriert doch, wie heftig und kompromisslos die Jugend auf jede Einschränkung der Persönlichkeitsrechte reagiert und diese verurteilt. Ausserordentlich populär bei der jungen Generation sind die Gedichte Robert Roschdestwenski, die am 16. März 1962 in der *Pravda* veröffentlicht worden sind (zum Beispiel ein Vers aus dem Gedicht »Vaterland«-rodina):

»Wir wollen nicht mehr sprechen:

»Jemand denkt für uns!«

Wir wissen, wie das endet.«

Goethe schrieb einmal, es gebe keine schlimmere Regierungsform als den Paternalismus. Leider haben der jahrhundertelange zaristische Absolutismus und die Jahrzehnte des Stalinismus einen unumschränkten Paternalismus als schreckliches Erbe hinterlassen. »Väterchen Zar« ist der Vater des Volkes, der Einzelne ist sein Kind. Diese Begriffe sind ganz unbewusst die Grundlage des *homo sovieticus*. Daher die »väterliche und mütterliche« Angst, das Kind könnte irrealisiert werden, daher die Sorge, es könnte etwas nicht »Erzieherisches« lesen, sondern etwas nach seinem Geschmack, daher der fast tierische Schrecken vor jedem Liberalismus und das Misstrauen dem Menschen gegenüber (jedes Misstrauen dem Mitmenschen gegenüber (jedes Misstrauen dem Mitmenschen-Selbstvertrauen)) und daher die Ueberzeugung, das Kind würde ohne väterliche Sorge und Führung »zugrunde gehen. Auf die Frage, warum in Moskau alle Restaurants nur bis 22.30 Uhr offen haben, antwortete mir ein jugendlicher ironisch: »Weil die Regierung um unsere Gesundheit besorgt ist.«

Es scheint, als ob Leo Tolstoi derartiges in seinem Vaterland vorausahnte, als er schrieb:

»Die Erziehung als planmässige Formung des Menschen nach vorbestimmten Idealen ist unstatthaft und unmöglich. Erziehung kann den Menschen verderben, aber nicht bessern. Ist ein Kind bereits verdorben, dann braucht es eher Freiheit als Erziehung... Habt keine Angst, alles Menschliche schadet dem Menschen nicht. Ihr zweifelt daran? Gebt euch doch ganz euren Gefühlen hin und schaltet den Verstand aus – das Gefühl wird euch nicht täuschen. Vertraut der menschlichen Natur...« (»Ueber die Erziehung«).

Nicht umsonst sagte Leo Schestow: »Wäre die Wahrheit an jeder Ecke mit grossen Buchstaben angeschrieben, so würde sie derjenige, der nicht lesen kann, nicht einmal bemerken.«

Für den *homo sovieticus* ist es völlig undenkbar, absurd und unmöglich, dass irgend jemand auf der Erde seine höchstpersönliche Meinung öffentlich ausdrücken kann, wenn diese nicht im Einklang mit dem »offiziellen Programm« seines Milieus steht. Für ihn ist es undenkbar, dass jemand seinem Mitmenschen das Recht auf freie Entscheidung zuerkennen kann, wenn er nicht selbst die Möglichkeit zur freien Entscheidung hat. Seine Ueberzeugung, dass es nie und nimmer eine Demokratie gab und geben wird – weil die Welt ohne strenge väterliche Fürsorge »zugrunde gehen würde – ist so tief, dass sie geradezu unglaublich blödsinnig wird.

Hier ein Zitat aus dem Buch von E. Kolmann »Gibt es einen Gott?«: »In den kapitalistischen Ländern werden noch heute Wissenschaftler, die nicht an Gott glauben, verfolgt. In den Vereinigten Staaten verbreiten die dort herrschenden Millio-

näre und Reichen vor aller Welt das Märchen von der amerikanischen »Meinungsfreiheit«, und gleichzeitig werden alle Lehrer, die die Wahrheit über die Entstehung der Erde, des Menschen und des Lebens verbreiten, ihres tägliches Brotes beraubt und verfolgt. Dort werden sogar wissenschaftliche Bücher öffentlich verbrannt.«

Gerade der McCarthyismus und die amerikanischen »Hexenverfolgungen« bestärken und unterstützen die paternalistischen und stalinistischen Kräfte in der Sowjetunion. Lügen kann man nicht mit Lügen bekämpfen, denn ein Uebel ruft nach dem anderen.

In der Psychologie des *homo sovieticus* besteht ein starker Einschluss geistigen Plebejertums und ein Mangel an geistigem (nicht biologisch-sozialem) Adel. Die Beziehung zum »Führer« ist die eines verliebten Dieners zu seinem Herrn – und dies zeigt sich in fast allen Lebenslagen. Weil dem *homo sovieticus* das Vertrauen auf selbständiges Denken fehlt oder weil es ihm sogar unmöglich ist, verlangt er nach Führung und nach Beratung durch berufene Fachleute (hier liegt die Wurzel des vorherrschenden blinden Glaubens an die alles besser wissende Wissenschaft – die besser als wir selbst weiss, wie wir mit unseren Frauen zu schlafen haben, wie wir Freundschaften mit unseren Kollegen zu pflegen haben, ja sogar was wir uns wünschen sollen und so weiter).

Ein bekannter amerikanischer Marxist der Gegenwart, Erich Fromm, schreibt: »Von einer Art Rauchvorhang überzogen, wirken die Probleme so verworren, dass sie der Durchschnittsmensch nicht mehr verstehen kann. Andererseits aber scheinen viele strittige Fragen im Leben sowohl des Einzelnen als auch der Gesellschaft im Grunde so einfach zu sein, dass man lediglich darauf zu warten braucht, bis alle sie verstanden haben. Angenommen, die Probleme wären so kompliziert, dass nur ein »Fachmann« – und auch er nur auf einem eng begrenzten Gebiet – sie verstehen und lösen könnte, dann hiesse das nichts anderes als dass das menschliche Denkvermögen die Lösung dieser eminent wichtigen Probleme erschwere... Der Einzelne spürt, dass er hilflos in diesem Wirrwarr von Tatsachen schwimmt, und er wartet geduldig darauf, dass ihm ein »Fachmann« erklärt, was geschieht und wohin die Entwicklung geht.«

Wälzt ein Mensch die Verantwortung für seine Tat auf einen Mitmenschen ab, dann erleichtert er zwar scheinbar sein Gewissen und seine Existenz, aber die Strafe ist unvermeidlich!

»Jede zusammengedrängte Herde ist nur ein Versteck für die Mittelmässigen, gleichgültig ob man hierbei Solowjew, Kant oder Marx folgt. Die Wahrheit suchen nur die Einzelgänger, und sie brechen mit jedem, der sie nicht beachtet...« schrieb Boris Pasternak in seinem berühmten Roman: »Und...«. Das grösste Unglück, eigentlich schon die Wurzel von allem künftigen Bösen, liegt im Verlust des Glaubens an den Wert des selbständigen Denkens.«

Am erschütterndsten in der Psyche des *homo sovieticus* ist seine innere, psychische Rechtfertigung von Gewalt und Lüge. Gewalt und Lüge aus Liebe zur Idee, wie sie Eltern aus Liebe zu ihren Kindern eigne. Aber noch nie in der Geschichte haben Menschen wie diese aus Liebe so viel Böses getan. Hinterlist ist das Teufels, steht in der Bibel. Ein leuchtendes Ziel rechtfertigt schmutzige Mittel. Damit wird geistig die Existenz der Geheimpolizei gerechtfertigt. In jeder gesunden Gesellschaftsordnung, deren System selbst offene, echte Kritik und Opposition ermöglicht, wäre die Existenz einer Geheimpolizei sinnlos. Daher die Angst vor der Öffentlichkeit, daher die Heimlichkeit.

Sämtliche Diskussionen und Polemiken in sowjetischen Zeitungen und Zeitschriften sind mehr oder weniger künstlich fabriziert. Aber die grosse Zahl anonymer Leserbriefe an die Redaktionen der sowjetischen Zeitungen sind ein Beweis für die Existenz zahlreicher ernster Probleme, über die man offiziell schweigt. (Die *Komsomolskaja Pravda* gibt kürzlich die anonymen Briefschreiber heftig an.)

Der *homo sovieticus* hat kein Gefühl für Geschichte; er tut, als ob die Welt erst seit gestern bestünde. Alles was vor 1917 geschah, ist zumindest nicht wichtig oder völlig uninteressant: Irgendein Mittelalter... irgendeine Renaissance... irgendwelche Philosophen...! Begeisterung für die Technik, kindlicher Glaube daran, dass nur die »Wissenschaft« unseres Zeitalters der Menschheit das verheissene Glück bringen werde und dass alle Lebensprobleme durch Kampf gelöst werden könnten (sofern es gelingt, sämtliche Naturgesetze zu entdecken), eine feste Ueberzeugung, dass alle nichtmarxistischen Philosophen – ja selbst Ernst Bloch, Lucien Goldmann, Erich Fromm und andere – a priori kapitalistische Agenten oder amoralische Idioten seien, alles das charakterisiert die absolut unreife psychische Konstitution des *homo sovieticus*. Der Mangel an Persönlichkeit des Trägers einer solchen psychischen Konstitution erstaunt dennoch: Der »Massenmensch«, wie ihn schon der grosse Philosoph Ortega y Gasset nannte. Sie sind alle gleich, schon ihr Gesichtsausdruck lässt erkennen, wos Geistes Kind sie sind. Nun muss ich aber gestehen, dass ich unter den Studenten kennen einzigen »Massenmenschen« getroffen habe, obschon mir ein italienischer Student in Moskau sagte, auch an der Universität gebe es deren viele.

Zuerst belustigt einen die intellektuelle »Unschuld«, aber später wirkt sie unerträglich ermüdend. Es ist zum Verzweifeln, wenn man feststellen muss, dass der Gesprächspartner zutiefst davon überzeugt ist, dass Mach und Avenarius die letzten Errungenschaften der bourgeoisen Philosophie seien, dass es im »Westen« ausser Barbusse und Aragon keine nennenswerten Schriftsteller des 20. Jahrhunderts gebe, dass Bergson und Freud (von Kierkegaard weiss meist niemand etwas) finstere Reaktionen seien, dass Historiker keine Zeile von Oswald Spengler gelesen haben und so weiter und so fort. Der jungen Generation steht

noch ein schwerer Kampf bevor, es es ihr gelingt, diesen geistigen Urwald zu roden. Auf der anderen Seite wird der Westen in einigen Dingen sklavisch verehrt. Das sind wiederum die beiden Seiten der Medaille. Vermutlich werden wir in den kommenden zwei bis drei Jahrzehnten wieder eine Auseinandersetzung zwischen den »Slawophilen« und den »Westlern« erleben, wie das bereits im vorigen Jahrhundert der Fall gewesen ist.

Ein sympathischer junger Moskauer, Juri Sujew, der im staatlichen Reisebüro *Intourist* arbeitet, erzählte mir von einem ausländischen Studenten, der sich einem Mädchen gegenüber unwürdig benommen hatte, und fügte bei: »Das war nicht europäisch! Eine junge Russin erzählte mir, sie beneide ihren Chef, weil er häufig nach »Europas« reisen könne. Alle Gegenstände aus dem westlichen Ausland stehen hoch im Kurs. Auf der Strasse wird man angehalten und gefragt, ob man Kleidungsstücke zu verkaufen hätte. Eine Reise nach »Europa« ist ein unerfüllbarer Traum. Zwar ist die Reisegenehmigung (Putjewka) nicht teuer, aber nur den Privilegierten zugänglich.

Wie verhält es sich mit den anderen Sowjetbürgern, die nicht unter die Kategorie des *homo sovieticus* fallen? Auf dem Roten Platz wurde ich Zeuge eines interessanten und aufschlussreichen Vorfalles. Mein offizieller Betreuer, Oleg Merukow, und ich wollten gerade einige Aufnahmen von der Basilius-Kathedrale machen, als unverhofft neben uns ein magerer, ärmlich gekleideter Mann in den Fünffingern neben uns auftauchte. Mit starren, leidenden Augen und wütend zitternder Stimme wandte er sich an meinen Betreuer: »Was ist, willst du mich fotografieren? Mach das nicht – sie haben mich schon erledigt, die Schweinehunde! Der Mann hielt Oleg offenbar für einen Geheimpolizisten. Der verwirrte Oleg versuchte den Mann zu beruhigen, der aber winkte ab und ging weiter.

Im Gorki-Park beobachtete ich einen anderen Zwischenfall: Vor der Kasse eines Tanzsaales staute sich eine Schlange von wenigstens 200 Leuten. Aus der Tür trat ein Mann, wahrscheinlich der Geschäftsführer des Etablissements, und wandte sich an die letzten in der Schlange. Es habe keinen Zweck, weiter anzustehen, da das Lokal überfüllt sei – einige hundert Meter weiter gebe es ein anderes Tanzlokal, ohne Gedränge und mit einem erstklassigen Orchester unter der Leitung des »Kremel-Kapellmeisters«. Einige junge Leute, dem Aussehen nach Arbeiter, fingen zu lachen an und bemerkten: »Wenn es unter der Leitung des Kremel steht, ist es nichts weiter! Die anderen Wartenden kicherten vor sich hin, wandten sich aber von den Jugendlichen ab.

Sowohl in Leningrad als auch in Moskau erzählte man mir, dass 1956 eine Gruppe von Studenten des technologischen Instituts in Leningrad während des Ungarn-Aufstandes vor den früheren Winterpalast, die heutige Ermitage, marschiert sei und »Hände weg von Ungarn!« gerufen habe. Selbstverständlich sind diese Studenten sowohl aus Leningrad als auch aus dem Institut verschwunden.

Von allen anderen unterscheidet sich der *homo sovieticus* in bezug auf seine Einstellung zur tatsächlichen Wirklichkeit; schon nach wenigen Worten ist er zu erkennen. Würdiger man auch immer spricht, über die fehlenden Stadtpläne (erst sieben Tage nach meiner Ankunft waren Moskauer Stadtpläne an den Kiosken erhältlich), über die Eroberung des Kosmos, über den Wohnungsbau oder über irgend etwas anderes – der *homo sovieticus* wird stets die gleiche Wendung gebrauchen: »Wir haben nicht genügend Stadtpläne gedruckt, wir erobern den Kosmos, wir haben Wohnungen gebaut und so weiter. Die anderen sagen: »Sie haben nicht genügend Stadtpläne gedruckt, sie erobern den Kosmos, sie bauen Wohnungen...« »Wir« und »sie!«

Der einfache Bürger dieses grossen Landes stösst sich vor allem an folgenden Dingen:

1. Der Kolchosbauer ist administrativ an den Boden gebunden. Ohne Arbeitspass kann er den Kolchos nicht verlassen – und sein Pass wird bei der Kolchosverwaltung aufbewahrt. Da der Lebensstandard des Kolchosbauern weit unter dem des schlechtbezahltesten Arbeiters liegt, wären ohne entsprechende Administrativmassnahmen die Kolchosen schon längst menschenleer und verödet. »Das Recht der Leibeigenen!«, erklärte mir ein Student.

2. Die grossen Lohnunterschiede. Ein unqualifizierter Arbeiter hat einen Monatslohn von 60 Rubel. Dafür kann er sich gerade zwei Paar Herrenschuhe kaufen. Facharbeiter, leitende Beamte und mittlere Direktoren verdienen zwischen 500 und 600 Rubel im Monat, und dafür können sie sich zwei Fernsehgeräte kaufen.

3. Die Werksschulen. Im Rahmen der Schulreform von 1959 beschloss man die Einführung einer zweijährigen Dienstverpflichtung in der Industrie oder Landwirtschaft für alle Schüler nach Abschluss der Mittelschule. Im Zusammenhang mit dieser Werksschulbildung wurden besondere Werksschul-Internate geschaffen. In Moskau gibt es deren vier, desgleichen in den anderen grossen Städten, wie man mir erzählte. Die Iure sollten in diese Internate nur überdurchschnittlich begabte Kinder aufgenommen werden, weil der Unterricht gleichzeitig in drei Weltsprachen erfolgt und auf einem hohen Niveau steht. De facto nimmt man jedoch nur die Kinder aus privilegierten Schichten auf.

4. Der lange Militärdienst von drei bis vier Jahren. Fürchtet man denn einen Krieg? Ich weiss es nicht. Jedenfalls erstaunte mich die ausgesprochene Gleichgültigkeit gegenüber einem Krieg oder dem Konflikt mit China bei meinen Gesprächspartnern. »Das Leben ist so eintönig«, erklärte mir eine junge Leningraderin.

Die Regierung bemüht sich, wenn auch meist erfolglos, die Arbeitsproduktivität zu heben. Ausser an den grossen Objekten, die man gern den

Fortsetzung auf Seite 9

das ECHO

Fest der Offiziere

Irgendwie tut es mir herzlich leid, den beiden Herren, die sich ein wenig gegen jenes gleichnamige Versgebilde aufgelehnt haben, eine Enttäuschung bereiten zu müssen, denn – die Angelegenheit ist nämlich wahr und stammt nicht nur aus dritter, sondern aus erster Hand. Zur Klärung bedarf es aber noch eines kurzen Kommentars. Teils haben sie schon recht, wenn sie an der Richtigkeit zweifeln, denn ganz so, wie geschrieben, hat es sich nicht ereignet. »Aha, also doch...« es handelte sich nämlich um zwei Begebenheiten aus der gleichen WK-Woche, was die Sache nicht besser macht, denn in der einen wurde die »Rede« gehalten und in der andern die Schlägerei. Genaue Besehen heisst dies – keine »Rede« ohne Alkohol und ohne Alkohol keine Schlägerei –, dass man gleich zweimal... Auch dass der Herr Oberst mit offenem Kragen die »Rede« hielt, stimmt eigentlich nicht. Aber Sie wollen doch nicht von mir verlangen, dass ich die Unverfrorenheit habe zu erzählen, dass noch viel mehr offen war, der Kragen, der Ceinturon und mehr...

Zugegeben, den Herrn Oberst habe ich selber nicht schlafen sehen, auch war mir nicht vergönnt, den Verlauf der Schlägerei zu verfolgen, aber meines Wissens pflegt das Kader nach solchen Anlässen keine derart ausgedehnten Nachtigungen durchzuführen, dass verschiedene Pflästerchen und Verbände dadurch berechtigt wären.

Es gibt eine Truppengattung, die dabei oft unerlässlich ist und von hoher Warte an ein derartiges Fest kommandiert wird. Dabei bietet sich ab und zu Gelegenheit, die hohen Militärs beinahe privat beobachten zu können. Indessen aber messe ich dem nicht allzu grosse Bedeutung bei, die Schlagkraft der Schweizer Armee wird weder kleiner noch grösser geworden sein. Bloss die hübsche RS-Parole »Jeder Vorgesetzte ist dein Vorbild« hat an Bedeutung eingebüsst.



Ein Weg zum Christentum? Kritik zur Kritik

Die Lektüre der Diskussion über W.N.'s Artikel »Ein Weg zum Christentum« veranlasste mich, einmal die Art wie hier diskutiert wird näher zu betrachten. Das Fazit dieser Betrachtung war, wenn man bedenkt, dass es sich bei den Einsendern um Akademiker, zum Teil sogar um Phil-I-er, das heisst Philosophen oder Linguisten handelt, recht kläglich. Denn bis auf den Artikel des Herrn Schläpfer (bezeichnenderweise phil. II und daher an exakteres Denken und diszipliniertere Formulierung seiner Gedanken gewöhnt als die andern) waren sämtliche Kritiken von W.N.'s Artikel in der einen unsachlichen, autistischen Ton gehalten, der nicht von sauber durchdachten Argumenten, sondern von unendifferenzierten Effekten diktiert ist. Manche der Kritiker scheinen sich gar nicht die Mühe genommen zu haben W.N.'s Artikel genau zu lesen und auf einzelne konkrete Behauptungen einzugehen ohne sogleich weit vom Gegenstand abzuschweifen, um ihre affektgeladenen Ressentiments gegen jede Art dogmatischer Bindung (und religio heisst Bindung!) zu entladen.

Eines aber hat ihre Reaktion gezeigt: Christentum ist ein heisses Eisen, und sie haben instinktiv und richtig, wenn auch wohl unbewusst gemerkt, dass die Hinwendung zu Gott eine Lebensgefahr bedeutet, denn Gott ist ein Menschenfresser. Man kann sich Ihm nur nähern, wenn man bereit ist, sich selbst zu verlieren, zu sterben (um in Ihm nach christlicher Auffassung aufzuerstehen und erst richtig zu sich selbst zu kommen). Dieses Sterben, diese Lebensgefahr ist die *conditio sine qua non* jeder christlichen Existenz. Und auf eine Lebensgefahr reagiert man meist nicht logisch und folgerichtig, sondern affektiv und autistisch, wie die Diskussion auf die Beschwörung dieser Gefahr hin einmal mehr gezeigt hat. Doch das nur nebenbei.

Und nun zu einigen konkreten Punkten, die meinen Widerspruch besonders reizten: Wenn U. Briner sagt, die Haltung W.N.'s gleiche der eines kleinen Kindes, so ist dazu zu sagen, dass diese Haltung Gott gegenüber die einzig richtige und die einzig mögliche ist (möglich ist sonst nur noch die Haltung des trotzigen Kindes, aber Kind bleibt Kind), und dass wir, wenn wir über Gott etwas wissen wollen, dieses Wissen nur von Gott her als

Antwort, d.h. als Dogma erhalten können (ich brauche dieses affektsensibilisierende und oft missverständliche Wort nur ungerne und in Anlehnung an Briners Definition). Wenn er weiter sagt: »Christentum oder Kommunismus? Gibt es wirklich nur diese Alternative?« schiebt er W.N. eine Frage unter, die dieser gar nicht gestellt hat. W.N.'s Alternative heisst: Christentum oder Ideologie. Dass ohne »Dogma«, d.h. ohne klare Definition und Formulierung des Gedachten und Erkannnten keine klare Erkenntnis möglich ist, trifft so wohl für die Mathematik wie für die Religion wie für alle Bereiche menschlichen Denkens zu.

H. J. Kreimer muss ich insofern recht geben, als es durchaus nicht auf der Hand liegt, dass man auf das elterliche, d.h. »nach Gottes Fügung am nächsten stehende« Christentum zurückzugreifen braucht. Man bleibt aber immer damit verbunden, denn niemand kann sich den Eindrücken seiner Jugend ganz entziehen. Wenn er aber aus W.N.'s Forderung die Folgerung zieht, dass sich daraus die Einstellung aller Missionstätigkeit ergibt, hätte er die Logik besser erst studieren sollen, statt sich auf sie zu berufen. Dann hätte er vielleicht gemerkt, dass die Prämissen für seine Folgerung gar nicht gegeben sind! Wenn er weiter behauptet, dass sich die moderne Theologie nicht hinter Dogmen zu verstecken braucht, so trifft dies zu. Wenn er aber damit meint, dass z.B. Teilhard de Chardin nicht dogmatisch gebunden sei, zeigt er damit, dass er Teilhard de Chardin nur oberflächlich kennt. Sonst wüsste er, dass Teilhard de Chardin Jesuit war und als solcher, wie er immer wieder selbst betonte, die ganze katholische Glaubenslehre voll und ganz bejahte, was nicht ausschliesst, dass er sie in ganz neuen, grösseren, umfassenderen, »katholischeren« (kat' holon!) Perspektiven sah. – Aber grosse Perspektiven sind nicht für myopie Leute.

Martin Kind muss ich antworten, dass mich seine Sicherheit, mit der er glaubt, kein Ignorant zu sein, erstaunt. Ich möchte vielmehr behaupten, dass wir alle, er so gut wie ich und W.N. und alle Leute, die auf der Welt herumlaufen, einschliesslich die Theologen, was Gott betrifft, erbärmliche Ignoranten sind. Die einzige Ausnahme bilden vielleicht einige kontemplative Mönche, deren Leben ganz Gott gehört.

An allen Einsendern möchte ich ferner kritisieren, dass sie W.N.'s Artikel so blutig ernst genommen haben, denn da W.N. ja alles Philosophieren – und das mit einem gewissen Recht – für Spielerei hält, wird er wohl folgerichtig auch seine eigenen Gedanken – die ja auch ein Philosophieren sind – nicht allzu wichtig nehmen. Nur ist seine Ironie über die »glückliche Lage« der Leute, welche ihre Meinung aufgezungen bekamen, etwas geschmacklos angesichts der Tatsache, dass auch in unserem 20. Jahrhundert grosse Teile der Menschheit in dieser »glücklichen Lage« geistig verelenden. Im übrigen sind seine Ausführungen etwas weitschweifig und nicht allzu durchsichtig. Wenn ich ihn richtig verstehe, kann man seine Meinung in einen Satz zusammenfassen: Um zum Glauben – oder besser zu Gott – zu gelangen, muss man vorerst einmal bereit sein, Ihn so zu akzeptieren, wie Er ist, ohne Bedingungen zu stellen, wie man Ihn haben möchte, und ohne Ihn vorerst zu kennen, und erst dann wird Er sich – vielleicht, denn das liegt ganz an Ihm – offenbaren und Erkenntnis verleihen. Wenn W.N. das meint, kann ich ihm zustimmen.

Toni Müller, cand. med.

P. S. Wenn sich jemand von mir gestochen fühlt, kann er sich ja bei mir melden, und ich werde mit Vergnügen versuchen, ihm bei einer Tasse Kaffee den Stachel in die richtige Lage zu rücken.

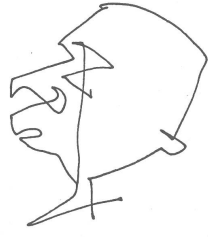


Töne zum Vorvorgestern

Verehrte Farbenbrüder, die Solidarität, die Ihr bewiesen habt, indem Ihr gegen meine »schmutzigen Anwürfe« so prompt und einhellig protestiert, demonstrierte eindrücklich die Lebendigkeit Eurer Bewegung. Freilich

hat es sich Farbenbrüder Maximilian Reimann nach seinen eigenen Worten reichlich überlegen müssen, ob er meinen anscheinend »nur in vermindertem Grade vorhandenen Geist« überhaupt einer Antwort würdigen solle; dass er sich schliesslich doch auf mein »bedenklich tiefes Niveau« herabliess und auf eben demselben eine Entgegnung vorzubringen versuchte, ehrt mich.

Im Ernst und ohne Ironie: die Reaktion der Couleurstudenten hat mich gefreut. Sie trägt dazu bei, dass ich die schöne und wesentliche Frage Alfred Rudorfs von der Carolingia, »Was hat Kommilitone Walter für eine bessere Welt von morgen getan?«, mit etwas besserem Gewissen als zuvor nicht ganz negativ beantworten muss: nichts. Eben eine gerechte und begründete Polemik nämlich gegen das Couleurstudententum, sofern es sich militant aufplustert und zum Schein fortschrittlich gebärdet, empfinde ich als einen derartigen Beitrag für eine bessere Welt von morgen. Sie müsste eigentlich die Burschenschaften



Lobgesang

Liebe Kommilitonen, Ich habe heute die Nummer 3 des »Zürcher Studenten« gelesen und möchte der Redaktion für die gelungene Nummer gratulieren. Welch Unterschied zu früheren Nummern, bei denen man oft die Ahnung bekam, dass man nur Seiten irgend- wie, aber unbedingt füllen musste.

Besonders geschätzt habe ich folgende Artikel: Die Seite der Wissenschaft (Topologie). Endlich ein mathematischer Artikel, der auf das Niveau des Studenten zugeschnitten ist und nicht eine Vulgarisation für die »breite Masse« darstellt. Fahrt mit solchen Artikeln weiter.

Südvietnam: Der Versuch, realistisch die Lage zu beurteilen, scheint mir sehr gelungen. Man lässt sich sonst allzu leicht von der optimistischen amerikanischen These täuschen.

Probleme der antikonzeptionellen Mittel: Knapp, aber seriös. Man könnte vielleicht in einer späteren Ausgabe eingehend darauf zurückkommen und eine (nicht polemisierende) Debatte starten.

Mit freundlichen Grüssen

J. Bütikofer

dazu zwingen, im wahren Wortsinn »Farbe« zu bekenne« und sich so der Widersprüche des eigenen Standpunktes bewusst zu werden.

Dass es solche aufzuhelende Widersprüche nach wie vor gibt, beweisen erneut die Antworten der Farbenbrüder Reimann und Rudorf. Beide haben anscheinend besonders empfindlich auf meine These reagiert, dass eine Zeitkritik, wie sie Max Glauser zur Rechtfertigung des Couleurstudententums verkündete, wenngleich vielleicht unvollständig und ungewollt, so doch realiter und objektiv

von demselben Geiste sei, der in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts derart schrecklich sich radikalisierte und ausstobte. Die beiden haben dabei allerdings mein geistiges Niveau vielleicht doch ein bisschen zu tief angesetzt und meine Argumentation mit einer jener bekannten Hexenjagden nach Nazis verwechselt, die vom Ungeist, den sie verfolgen, selbst befallen sind. Das war und ist sie durchaus nicht. Ich bin ganz wie meine farbentragenden Kommilitonen der Meinung, dass wir Jungen der heutigen Generation für die Irrwege unserer Väter im strengen Sinne nicht verantwortlich gemacht werden können. Die Kritik am Ungeist der nazifreundlichen deutschen Korporationen ist nicht eo ipso eine am eben in Frage zu stellenden Geist des heutigen Couleurstudententums. Doch ist dieses ja eben so unabhängig von dem fragwürdigen älteren auch wieder nicht, wie Alfred Rudorf glauben machen will. Dass in den schweizerischen Verbindungen der dreissiger Jahre nicht mehr Farbenbrüder mit dem Reich Hitlers sympathisierten, als sonst nazifreundliche Kreise in der Schweiz allgemein, ist ganz einfach nicht wahr. Konservativ rechtsstehende Bewegungen wie die des Couleurstudententums (dessen heutige Einheit in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz Maximilian Reimann ja unumwunden zugibt) sind zwar gewiss nicht identisch mit dem rein faschistischen Aufbruch etwa der Nazis. Aber in ihren Kreisen herrscht ein Geist, der dem faschistischen Antihumanismus gegenüber, vorsichtig ausgedrückt, zumindest nicht widerstandskräftig genug ist. Auf eben diese leider immer noch bestehende, bedenkliche Verführbarkeit couleurstudentischer Ideologie zielte meine Polemik. Sogar explizite räumte sie dabei durchaus die Möglichkeit ein, dass Max Glauser in seinem Aufbruch von einem gewissen aufrichtigen Bemühen getrieben war, die bestehende gesellschaftliche Misere zu überwinden. Nicht gegen dieses Streben an sich richtete sich mein Angriff, sondern gegen deren falsche Erscheinung. Für diese allerdings darf es nach wie vor kein Pardon geben. Wer die sattsam bekannte Kulturkritik an der »Vermassung« unserer Gesellschaft in der Weise Glausers aufplustert zu einer elitären Rechtfertigung couleurstudentischer Selbstüberhebung über die Masse, mit überdies so lächerlichen Argumenten wie »Farbe tragen heisst Farbe bekenne«, muss gewärtigen, dass ihm auch die Kehrseite seines Bestrebens aufgezeigt werde; das Streben nach einer solchen Ausserordentlichkeit ist allerdings ausserordentlich: im besten Falle ausserordentlich dümm.

Ich lerne senerzeit in Deutschland, zumal in Tübingen, viele keineswegs dumme Korporierte kennen. Aber deren beste Kräfte waren doch die, die in ihrem ehrlichen Reform- und Erneuerungswillen endlich einsehen, dass es nicht angeht, mit der Kritik am Ungeist jener »zugegebenermassen unsympathischen « »Farbenbrüder« draussen im Reich die Beschwörung eines Geistes von vorvorgestern zu verbinden; die, mit anderen Worten, ihre Korporation erneuern, indem sie einfach aus ihr austraten.

E. H. Walter, phil. I



CIFE Internationales Schulungszentrum im Dienste der Europäischen Einigung

Das Centre International de Formation Européenne (kurz: CIFE) mit Sitz in Paris wurde 1954 mit dem Ziel gegründet, zur Bildung des europäischen Gemeinschaftsgeistes beizutragen, die grundlegenden Fragen und praktischen Probleme des europäischen Gemeinschaftsgeistes beizutragen, die grundlegenden Fragen und praktischen Probleme des europäischen Zusammenschlusses zu untersuchen und in weiten Kreisen das Bewusstsein europäischer Verantwortung zu wecken. Zu diesem Zwecke veranstaltet es periodisch Seminare und Tagungen, die in der Regel eine Woche dauern und zu denen jeweils etwa 30 bis 40 Teilnehmer – meistens Studenten der Rechts- und Staatswissenschaften und Lehrer – aus verschiedenen Ländern eingeladen werden. Nebst allgemeinen Seminaren, in denen die Integrationsprobleme von verschiedenen Aspekten her beleuchtet werden, veranstaltet das CIFE auch Sonderlehrgänge, so zum Beispiel Nato-Seminare, Schulungskurse über Fragen der Landwirtschaft, der Gewerkschaften, des Verkehrs usw., die sich im Hinblick auf eine europäische Einigung ergeben.

Das 107. Seminar, von dem im weiteren die Rede sein soll, behandelte das Europaproblem in seiner allgemeinen Art.

Krise als Ausgangspunkt

Ausgangspunkt ist die Krise, die totale Krise. Gemeint ist damit die allgemeine geschichtliche Entscheidung unserer Zeit.

– Im politischen Bereich: Als Folge der nationalstaatlichen Ordnung haben wir heute Atomkräfte und werden morgen noch mehr haben, was die Gefahr eines dritten Weltkriegs erhöht. Die einzelnen Staaten wachen eifersüchtig auf ihre Souveränität, daher besteht keine Möglichkeit, die internationalen Organisationen mit Befugnissen auszustatten. Der Nationalstaat ist aber trotz seiner Souveränität nicht in der Lage, seine Meinung in der Weltpolitik durchzusetzen.

– Im wirtschaftlichen Bereich: die heutigen Nationalstaaten sind einerseits zu klein, da ihnen die

Möglichkeit, grosse Wirtschaftsräume zu bilden, fehlt. Andererseits sind sie aber zu gross, denn es gibt in den einzelnen Ländern noch unterentwickelte Gebiete. Den heutigen Staatswesen ist es also nicht möglich, diesen Gebieten Wohlhabenheit zu gewähren.

– Auf geistiger Ebene: Angesichts der Unfähigkeit der Nationalstaaten vermag der Bürger gegenüber seinem Vaterland keine echte Solidarität zu entwickeln. Der Bürger hat im allgemeinen keine Beziehung mehr zum Staat, er gibt nur alle vier Jahre seine Stimme ab und ist damit zufrieden.

– Im Bereich des Einzelmenschen: Charakteristisch für unsere Zeit ist das Phänomen der Massen. Massenerzeugung bedeutet einformige Arbeit in allen Sparten der Produktion. Der Massenverbrauch führt im Endeffekt zur Entpersönlichung des Menschen. Die Massenmedien können zur »heimlichen Verführung« missbraucht werden.

Die totale Krise besteht also einerseits im Unvermögen der heutigen Nationalstaaten, ihre äusseren Angelegenheiten selbst zu regeln, und andererseits in der Vermassung des Menschen.

Europa, die grosse Hoffnung

Die Antwort auf diese allgemeine Krise hat das CIFE in einem vereinigten Europa föderativen Charakters gefunden. Als Vorbild des Föderalismus dient einerseits die Schweiz, die es verstanden hat, drei Kulturen, vier Sprachen und drei religiöse Bekenntnisse zu einem gut funktionierenden Staatswesen zusammenzuschweissen. Andererseits aber wird hier Föderalismus noch in einem viel weiteren Sinne interpretiert als sonst üblich. Der Föderalismus im CIFE'schen Sinne vereint auch ständestaatliche oder berufsständische Elemente in sich. Der Bürger soll demnach in soziologische Gruppen eingebettet sein: Gemeinden, Provinzen, Berufsgruppen, Betriebe, religiöse Gruppen usw. sollen die grösstmögliche Autonomie erhalten, um die Fragen öffentlichen Interesses von den direkt Beteiligten an der Basis lösen

zu lassen. Also Falllassen des bisher gehandhabten Territorialprinzips. Die Kompetenzen, die heute die Nationalstaaten nicht mehr zu lösen in der Lage sind, übernimmt die internationale Organisation (Vereinigten Staaten von Europa).

Welches Europa: Staatenbund oder Bundesstaat

Die Anhänger des Staatenbundes möchten die Souveränität der Nationalstaaten unter keinen Umständen preisgeben. Das Veto eines einzigen Staates kann jedoch die Durchführung von Mehrheitsbeschlüssen verhindern. Erst wenn es den Stärkeren gelingt, sich auf Kosten der Schwächeren durchzusetzen, sind Staatenbünde realisierbar. Der Staatenbund ist undemokratisch, zu labil und nicht krisenfest und daher im Fall Europa als untaugliches Mittel abzulehnen. Das CIFE sieht deshalb das künftige Europa als Bundesstaat, lehnt jedoch den Übergang vom Staatenbund zum Bundesstaat ab. Denn bei Nichtfunktionieren des Staatenbundes, so argumentiert es, würde die Europa-Idee bald wieder aufgegeben, wobei die Gefahr bestünde, dass die Vertreter der Gliedstaaten wieder nationalistische Politik betreiben.

Zukunftsperspektiven

Man wird wohl kaum behaupten können, die Ideen des CIFE wären heute schon weitgehend verwirklicht. Die zentralistischen Tendenzen Brüssels und de Gaulles »Europa der Vaterländischen« stehen ganz im Gegensatz dazu. Die drei europäischen Gemeinschaften (Montan-Union, EWG, Euratom) und der Europarat sind lediglich Vorstufen zu einer Einigung Europas. Ob aber die Entwicklung einen Verlauf im CIFE'schen Sinne nimmt? Besonders das ständestaatliche Prinzip dürfte in den bisher mehrheitlich zentralistisch regierten europäischen Staaten schwer zu realisieren sein. Das vor dem Zweiten Weltkrieg in Oesterreich und Italien misslungene Experiment der ständestaatlichen Ordnung hat zudem in grossen Kreisen verschiedene Gegner, so dass möglicherweise die Einigungsbestrebungen gerade an diesem Punkte scheitern könnten.

Es ist zu hoffen, dass durch die Tätigkeit des CIFE immer weitere Kreise – auch schweizerische – sich am europäischen Gespräch beteiligen, um so dem alten europäischen Nationalismus endgültig begraben zu helfen. Hans Theiler, oec. publ.

Fortsetzung von Seite 7

ausländischen Delegationen vorführt, und in den führenden Kolchosen ist die Arbeitsmoral im allgemeinen gering und die Arbeitsproduktivität minimal. Die Sowjetpresse ist voll von Klagen über diese Zustände und appelliert fortwährend an das »Gewissen der Erbauer des Kommunismus«. Daher die ewigen Parolen la »Brigade der kommunistischen Arbeit« oder »Brigade, die um den Titel »Brigade der kommunistischen Arbeit« kämpft« und so weiter. Die Massenfluktuation der Arbeitskräfte veranlasste die Regierung, die Arbeitspässe (eben jetzt) wieder einzuführen. Jeder Stellenwechsel wird im Arbeitspass eingetragen. Damit möchte man die Kontrolle erleichtern und die Fluktuation eindämmen. Glücklicherweise wurden die drakonischen Strafen aus der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg abgeschafft. Damals deportierte man einen Arbeiter, der einige Male unentschuldig der Arbeit ferngeblieben war, kurzerhand in ein Lager. Solange das ganze Wirtschaftssystem nicht in Richtung »materielle Anreize« umgewandelt wird, sind die Parolen, die seit bald 50 Jahren die »Hebung des Arbeitseinsatzes der Massen« postulieren, sinnlos. Gerade jetzt versucht man, die Planwirtschaft im Agrarsektor allmählich abzubauen. Das ist aber nur ein bescheidener Anfang.

Trotz der Worte Jewtuschenkos: »Es ist ein Wunder, dass unser Volk nach all dem, was sich in unserem Lande jahrzehntelang ereignet hat, noch nicht zynisch geworden ist«, muss ich feststellen, dass ich bei meinen Gesprächspartnern oft einen zynischen Unterton heraushörte. So fragte mich zum Beispiel ein Student herablassend lächelnd: »Auch Sie wollen die Mumie Lenins anschauen?« Und ein anderer deutete auf den umfangreichen Wälzer »Geschichte der Kommunistischen Partei der Sowjetunion« und meinte: »Sehen Sie, ich bereite mich auf die Prüfung über die Religion Lenins vor!«

In der Tat werden Witze über alles und über jeden gemacht und ungeniert weitererzählt. Hier ein Beispiel: »Einen Krieg wird es nicht geben, aber wir werden so wild für den Frieden kämpfen, dass kein Stein auf dem anderen bleibt.«

Auf jede naive Lüge, auch auf die kleinste – sei es auf gesellschaftlichem, sei es auf persönlichem Gebiet –, die der durchschnittliche homo sovieticus willig schluckt, reagieren die Jugendlichen mit fanatischem Hass. Die sowjetische Presse beschreibt dieses Charakteristikum der jungen Generation mit gönnerhaftem Lächeln und mit dem Tenor: »Die Jugend! Verrückt!« Unwillkürlich denke ich dabei an Pasternak: »Man kann nicht täglich verschweigen, was man denkt und fühlt, nicht Freude vortäuschen über das, was einem Unglück bringt, ohne Schaden an seiner Gesundheit zu nehmen. Unser Nervensystem ist kein leerer Schall, kein Hirngespinnst.« (»Doktor Schiwagoo«).

Im Alltag des Sowjetmenschen gibt es zahlreiche Widersprüche und Unaufrichtigkeiten. Der auffälligste Widerspruch ist der: Stalin und der Stalinismus werden verurteilt, doch seine Ideen bestimmen Leben und geistige Richtung nach wie vor, angefangen vom »sozialistischen Realismus« bis zur Kolchose. Entweder muss die UdSSR in noch grösserer Masse als bisher entstalinisieren, oder das Rad der Geschichte wird sich wieder zum offenen Stalinismus zurückdrehen, und der Zeitabschnitt seit 1956 wird zum »Verrat« deklariert werden. Dies ist allerdings unwahrscheinlich, ob schon auch Chruschtschew selbst dem Volk nicht sehr sympathisch ist. Für die einen ist Chruschtschew vorwiegend noch immer Stalinist, weil sie an seine Tätigkeit unter Stalin denken; damals führte er zusammen mit dem gefürchteten Jeshow die Säuberungen in der Ukraine durch und liess neben vielen anderen auch den damaligen Parteisekretär der Ukraine, Kosior, erschliessen, den er später grossmütig rehabilitierte. Für die anderen, die ältere Generation des homo sovieticus, ist Chruschtschew der »Vernichter der Sache des Kommunismus«. Letztere sind die Stalinisten, die nach wie vor recht zahlreich sind – selbst unter der Generation der 20- bis 25-Jährigen. So erklärte mir eine 22jährige Moskauerin begeistert: »Stalin hat gut daran getan zu schlachten. Er hat den Abschaum niedergemetzelt!«

Vorhanden ist auch eine völlig apolitische, ausgesprochen kleinbürgerliche Intelligenzia, eigentlich eine Halb-Intelligenzia. Sie besteht aus dem

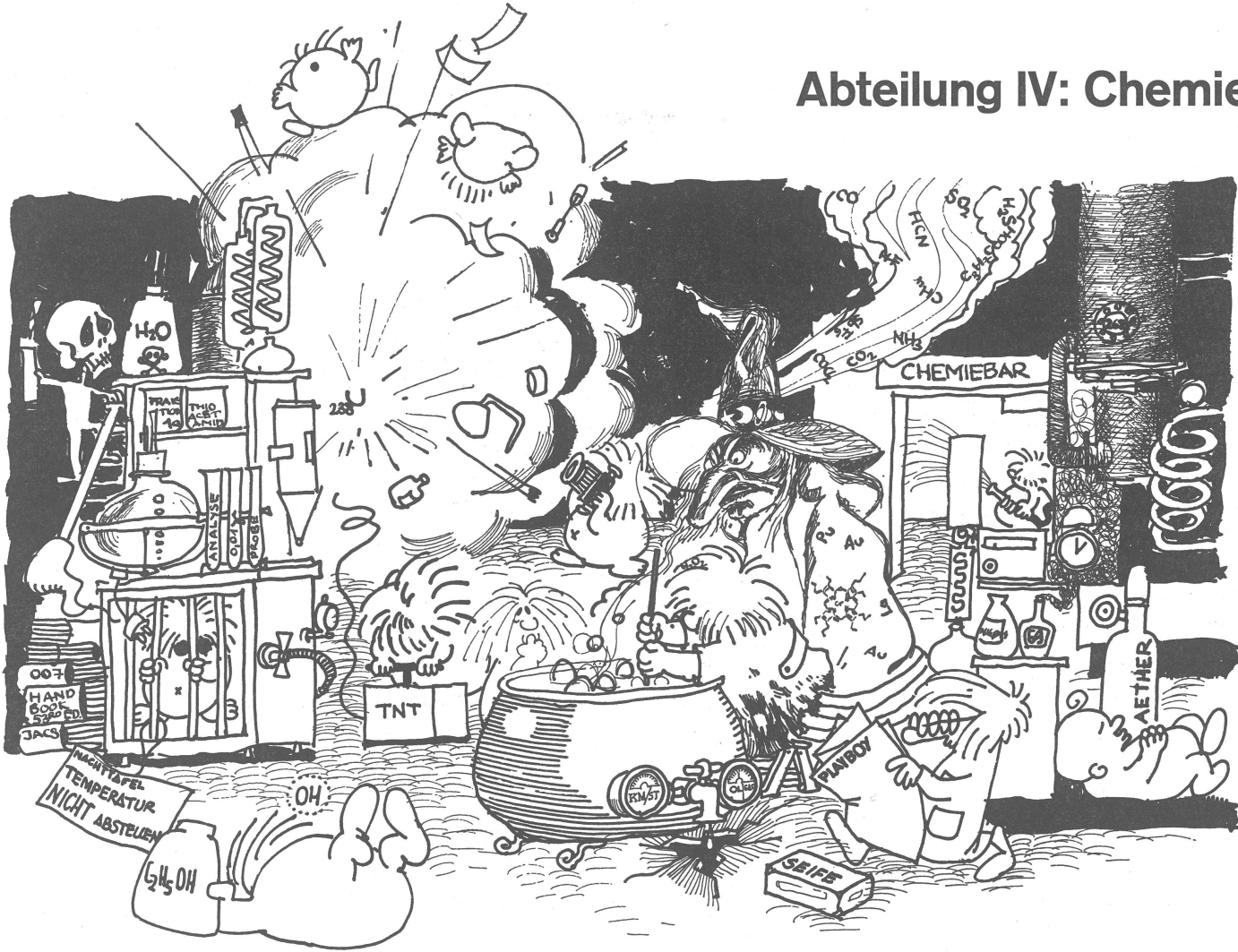
Heer der Techniker, die sich nur für den materiellen Verdienst interessieren. Vermutlich werden die Schichten der Techniker und Technokraten im Leben der Sowjetunion in absehbarer Zeit immer wichtigere Rollen spielen. Chruschtschew wendet sich im Grunde an sie, wenn er von der Steigerung des Lebensstandards auf ein hohes Niveau spricht. Es klingt vielleicht paradox, aber der gewöhnliche Russe sieht in seinem heute noch immer sehr niedrigen Lebensstandard (rund 40 Prozent unter dem jugoslawischen) so wenig das grösste Uebel wie in der materiellen Armut.

Das erinnert mich an Dostojewski: »Versucht, ein Schloss zu bauen. Stellt Marmor, Bilder, Gold, Paradiesvögel, alles Erdenkliche hinein, errichtet Hängegärten darin... und tretet ein. Vielleicht werdet ihr es nie verlassen wollen! Es ist ja alles möglich! Weshalb verlangt ihr Brot statt Kuchen? Doch nehmen wir an, jemand errichtet um das Schloss eine Mauer und spricht zu euch: alles gehört dir, aber du darfst keinen Schritt daraus hervortreten! Ihr könnt sicher sein, dass ihr euch in diesem Augenblick nichts sehnlicher wünschen werdet, als euer Paradies zu verlassen und die Mauer zu überwinden. Nicht nur dies! Die ganze Pracht und der ganze Reichtum werden anfangen, euch zu bedrücken. Tatsächlich wird euch der Reichtum wohl nützen... aber eines kennt er nicht: die Freiheit!«

Bereits aufgewachsen unter den Verhältnissen eines niedrigen Lebensstandards, sehen die jungen Russen im spärlichen Lebensstandard im Grunde kein Uebel. Vielmehr dürstet sie danach, für eine grosse Idee (die es nicht mehr gibt) nach »Golgotha« zu gehen. Pawel Kortschagin kämpft für das »Paradies auf Erden«, aber nicht für einen »hohen Lebensstandard«. In Ermangelung einer »geistigen Nahrung« werden die verschiedenen religiösen Sekten immer grösser und zahlreicher. Die Regierung versucht die geistigen Bedürfnisse der Jugend mit der Urbarmachung und Kultivierung Sibiriens oder mit der Eroberung des Kosmos zu befriedigen – vorläufig zeitigt dies indes noch keine Erfolge. Vielleicht könnte die chinesische Gefahr die seelischen Kräfte des russischen Volkes mobilisieren, aber diese Gefahr nimmt niemand ernst. Copyright by Schweiz. Ost-Institut, Bern

Bild 1 der Serie: Abteilungen und Fakultäten unserer Hochschulen

Abteilung IV: Chemie



Zeichnung von Teddy Coll

Sulzer-Pionierleistungen

1841 Erster Dampfkessel für die Zentralheizung des Gymnasiums Winterthur. Anfang der beiden wichtigen Arbeitsgebiete: Heizung und Dampfkesselbau.

1854 Erste Dampfmaschine mit Schiebersteuerung.

1867 Die erste liegende Sulzer-Ventildampfmaschine erregt an der Pariser Weltausstellung Aufsehen und begründet den internationalen Ruf der Firma.

1877 Bau der ersten Kältemaschinen und -anlagen.

1906 Der erste umsteuerbare Zweitaktsschiffsdieselmotor der Welt wird an der Weltausstellung in Mailand vorgeführt.

1912 Ausrüstung des ersten Hochseeschiffes mit Sulzer-Dieselmotoren und Antrieb der ersten Diesellokomotive der Welt mit einem Sulzer-Dieselmotor in V-Bauweise.

1921 Erste vollständig geschweißte Sulzer-Druckleitung.

1929 Einführung des trommellosen Sulzer-Einrohrdampfzeugers zur Erhöhung der Wirtschaftlichkeit von Dampfkraftanlagen durch Steigerung der Drücke und Temperaturen.

1948 Übergang vom Webstuhl zur Sulzer-Webmaschine und Einleitung eines neuen Webverfahrens.

1954 Erste Dampfkesselanlage für überkritischen Druck (über 225,4 at).

1958 Bau der größten Speicherpumpen der Welt.

1960 Maßgebliche Beteiligung an der Planung und am Bau des ersten schweizerischen Versuchsreaktors des Eidgenössischen Instituts für Reaktorforschung in Würenlingen. Steigerung der Zylinderleistung des Zweitaktsschiffsdieselmotors auf 2300 PS bei einer Zylinderbohrung von 900 mm.

1961 Einflußreiche Teilnahme an der Planung und am Bau des ersten schweizerischen Versuchsatomkraftwerkes in Lucens.

1962 Bestellung der größten Pumpenturbinen der Welt von nahezu 110 000 kW Einheitsleistung.



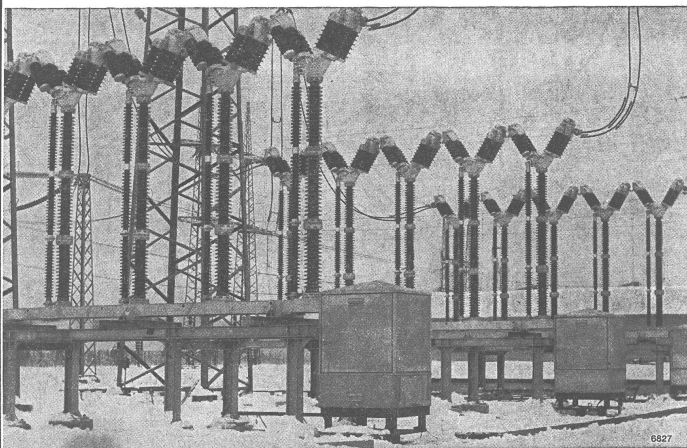
Getragen von der guten Arbeit vieler Menschen, entwickelte sich während Generationen unsere Firma zum schweizerischen Industrieunternehmen von weltweitem Ansehen. Diese Anerkennung fiel uns nicht als reife Frucht zu, sondern ist die Folge unablässiger Bemühungen geistiger und manueller Tätigkeit.

Unermüdliche Forschung und Entwicklung sowie qualifiziertes berufliches Können der Belegschaft führten zu Pionierleistungen, die das hohe Ansehen unseres Unternehmens begründen. Dieses zu wahren, ist die Aufgabe unserer Jugend als Trägerin der Zukunft.

Gebrüder Sulzer, Aktiengesellschaft **SULZER**
Winterthur

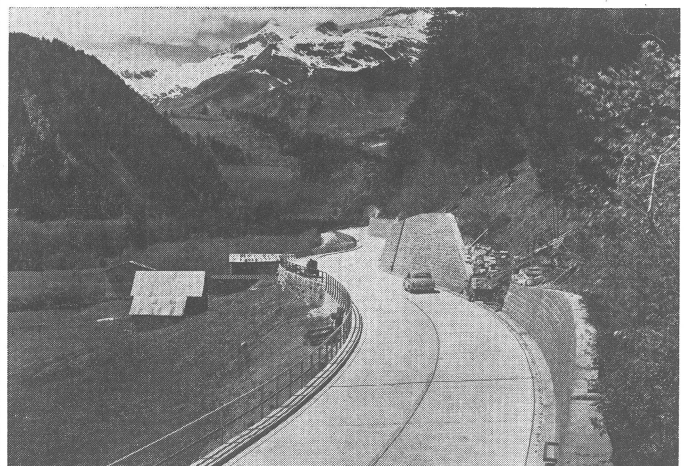
1115-1

**Es genügt nicht,
die Fortschritte der
Technik zu erkennen,
man muss
sie beherrschen:
Die Industrie braucht
Starkstrom-Ingenieure**



Öelarter Leistungschalter mit Mehrfachunterbrechung für 420 000 V, in Kilforseen, Schweden

S&S Sprecher und Schuh AG. Aarau



Gotthard-Passstrasse zwischen Ambri-Piotta und Airolo TI

Betonstrassen bewähren sich unter härtesten klimatischen Bedingungen.

Dazu sind sie dauerhaft, wirtschaftlich und verkehrssicher.

**Beratung und Auskunft durch
Betonstrassen AG, Wildeg**

Es gibt sie noch immer

Nivellierung der sozialen Struktur, soziologische Umschichtungen, Technik, Bevölkerungszunahme und andere Gründe haben die modernen Städte zu Ansammlungen grosser Massen werden lassen. Der einzelne jedoch ist innerhalb der Masse allein. Nur zu oft fühlt er sich einsam und flüchtet sich deshalb in Massenveranstaltungen aller Art, wo er sich im Gemeinschaftserlebnis mit vielen anderen von der Langeweile, den täglichen Sorgen und Nöten ablenken lassen kann. Oder er sucht Zuflucht in einer Gruppierung, deren Interessen er teilen kann. Solche Gruppen und Vereine gibt es unzählige, und die meisten geben sich einer wenig spektakulären Tätigkeit hin. Einige jedoch fallen immer wieder in der Öffentlichkeit auf. Und zwar sind es meistens Gruppierungen junger Leute, die bei der Mehrheit der übrigen Bevölkerung ohnehin einem gewissen Misstrauen begegnen, oder dann solche, die sich von den übrigen Zeitgenossen sonst irgendwie abheben.

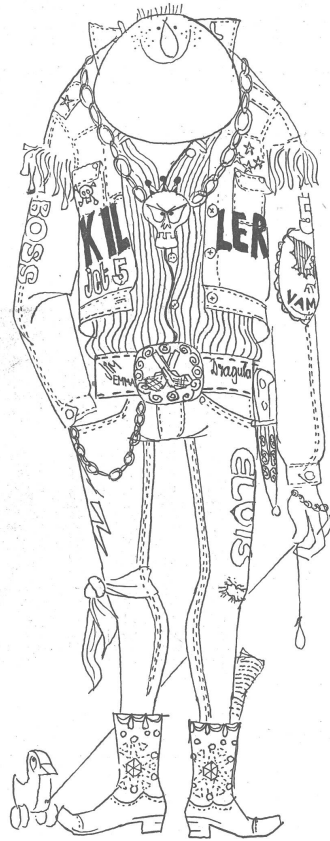
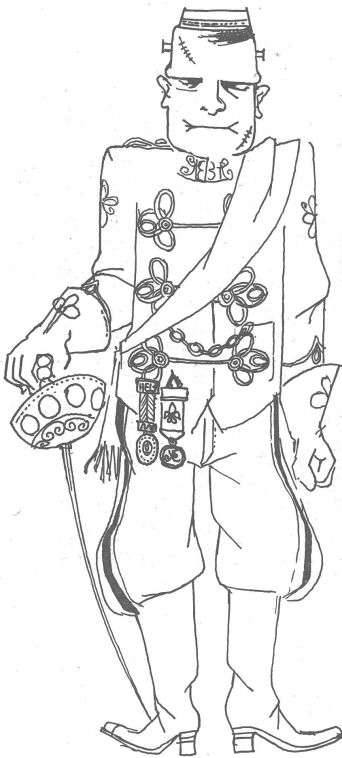
Sie wandeln sich dauernd. Einsteils, weil immer wieder neue Leitbilder auftauchen, andernteils, weil sich in diesem Alter Ideen und Perspektiven rasch ändern. So ist es nicht verwunderlich, wenn neue Typen von Vereinigungen junger Leute die alten von Zeit zu Zeit verdrängen. Zwei, die wichtig sind und immer wieder von sich reden gemacht haben, haben heute ihren Höhepunkt überschritten. Es sind die Couleurstudenten und die Halbstarke. Es ist denkbar, dass sie irgendwann einmal wieder eine Renaissance erleben, deshalb lohnt es sich, sie einmal zu vergleichen und gewisse Gemeinsamkeiten herauszuarbeiten.

Es sei vorausgeschickt, dass dies in höchst subjektiver Weise geschieht. Aber für einen Aussehenstehenden, der Halbstarke und Couleurstudenten zum Teil gut kennt und sich schon verschiedentlich mit ihnen darüber unterhalten hat, sind gewisse Gemeinsamkeiten auffällig.

Es beginnt mit der Kleidung. Jede Vereinigung, die von ihren Mitgliedern ein ideelles Engagement verlangt, sucht sich nach aussen in irgendeiner Form als geschlossen zu manifestieren. Am leichtesten ist dies zu erreichen, indem man eine spezielle Kleidung trägt. Die Halbstarke nennen ihre Uniform »verlaust«, die Verbindungsstudenten ihre malerische Tracht »Vollwisch«. Jedenfalls bieten beide Anlass zu Belustigung, ebenso, wie ein gelungenes Faschnachts-Kostüm.

Es ist eine Eigenheit der Uniform, dass sie einem einen Teil der Individualität nimmt. Man ist darum jemand anders, nicht mehr ganz sich selbst und benimmt sich deshalb auch anders, zunehmend anders, je mehr Gleichgekleidete dabei sind. Am häufigsten kann diese Erfahrung machen, wer im Militärdienst steht. Mancher nimmt sich dann Dinge heraus, an die in Zivilkleidung niemals denken würde.

Deshalb ist es nicht erstaunlich, wenn die Couleurstudenten, die tagsüber fleissig studieren, sich zu vorgerückter Stunde nicht mehr so benehmen, wie es ihrem Bildungsniveau entspricht. Noch viel



weniger verwunderlich ist, wenn Jugendliche, die tagsüber zur Schule gehen oder arbeiten, anmüdet durch Alkohol und musikalischen Lärm unangenehm auffallen.

Neben der Uniform und des sich vorwiegend in Beizen abspielenden Gemeinschaftslebens ist die Ähnlichkeit des straffen hierarchischen Aufbaus auffällig. Bei den Halbstarke ist ein »Boss« Chef einer »Bande« oder »Gang«; er besitzt militärische Befehlsgewalt. In einer Verbindung wird dem Präsidenten mit alten Riten Referenz erwiesen, während die jüngsten Mitglieder als Fixe allen möglichen Schikanen ausgesetzt sind, bevor sie zu Burschen werden. Dachorganisationen sind »Syndikat« beziehungsweise »Korporationsverband«.

Weshalb tritt man überhaupt einer »Bande« oder einer »Verbindung« bei? Folgendes ist aus einer Schrift der Halbstarke resümiert: Die Rebellion gehört wesentlich zum Halbstarke. Die heutige Welt ohne Werte, die nur einen »Durchschnitt« anerkennt, der in die nivellierende Gesellschaft hineinpasst, ist eine Welt ohne Wagnis und langweilig. Dagegen protestiert mancher Jugendliche. Von hier ist es nicht weit zur Erfahrung, dass er zu denen gehört, die scheinbar immer und von vornherein unrecht haben, dass er »vertrampelt« ist. Oft ist er zu Hause zu kurz gekommen, indem er nicht die Nestwärme fand, die ein Kind braucht. Und meistens kommt er mit sich und all den Problemen, die das Stadtleben mit sich bringt, nicht zurecht. Häufig kommt er in Konflikt mit der Rechtsordnung, vor allem mit ihren Vertretern, die sehr oft ein an vielen Beispielen belegbares Unverständnis zeigen, was die Rebellion noch steigert.

Ähnliche Motive mögen einen jungen Studenten vom Land bewegen, einer Verbindung beizutreten, da er sich in der ihm fremden Stadt einsam fühlt. Und viele sehen im Verbindungsleben den Inbegriff des studentischen Daseins, andere einen Ort, wo man ohne viel Phantasie zu benötigten die Freizeit investieren kann.

Selbstverständlich gibt es noch viele andere Motive. Bei den Halbstarke gehört beispielsweise auch das Unvermögen dazu, mit der vielen Frei-

zeit etwas anzufangen, während bei den Couleurstudenten die Möglichkeit, viele nützliche Beziehungen für später zu haben, eine wichtige Rolle spielt.

Ideell begründen vor allem die Couleurstudenten ihre angefochtene Existenz häufig; etwa so: »Dass jedoch eine Verbindung entgegen jeder Polemik dennoch und gerade in der heutigen Zeit ihre Daseinsberechtigung hat und einem echten Bedürfnis entspricht, mag schon allein aus den Zielen hervorgehen, die jede Verbindung auf ihre Art zu erreichen trachtet. Diese Ziele haben sich im Laufe der Zeiten grundsätzlich nicht verändert, ja sie sind zum Teil heute aktueller denn je!«

Und diese Devisen oder Ziele lauten etwa so: »Vaterland, Freundschaft, Fortschritt« oder »Mein Lebenslauf ist Lieb und Lust« oder »Ehre, Freiheit, Vaterland« etc. Diese dürftigen Phrasen und die antiquierten Devisen mit ihrem abstoßenden Chauvinismus können auf Aussenstehende nicht überzeugend wirken.

Ganz typisch für Halbstarke und Couleurstudenten ist ferner das Darüber-Hinauswachsen. Man ist nur während einer gewissen Zeit halbstarke und ebenso nur während weniger Jahre aktiv. Dann hat man es erlebt, und wird zu alt dazu. »Die Verbindung ist und bleibt eine Lebensschule«, schreibt ein Couleurstudent. Das gleiche kann man auch vom Halbstarke sagen. Und es ist genau so nichtsagend.

Vielleicht gibt es noch mehr Gemeinsamkeiten. Und natürlich auch viele Unterschiede. Doch die sind so bekannt, dass sie hier nicht erwähnt zu werden brauchen...

Und schliesslich eine letzte Gemeinsamkeit: Sowohl Halbstarke und ihre Nachfahren wie Couleurstudenten begegnen sehr viel Unverständnis und Gegnerschaft. Sie teilen das Schicksal aller, die sich von der Masse abheben, weil sie ihr gegenüber als geschlossene Gruppen auftreten. BG

Wheaton-College-Männerchor stellt sich vor

Am Samstagabend, 10. Juli, 8 Uhr, gastiert der Wheaton Male Chorus im Grossmünster Zürich. (Eintritt frei, Kollekte zur Deckung der Unkosten.) Der Chor besteht aus ca. 45 Studenten aus allen Teilen der Vereinigten Staaten. Sie wurden aus einem Chor von 85 Studenten ausgewählt, die am Wheaton College (Illinois, USA) studieren. Mehr als 30 Jahre lang hat der Chor jährlich zwei Konzerte in Amerika unternommen und sich dabei einen ausgezeichneten Namen geschaffen. Das Repertoire ist vielseitig und schliesst sowohl geistliche als auch klassische Musik ein. Der Dirigent des Chores, Clayton E. Halvorsen, ist Professor für Musik und ein bekannter Bariton-Solist. - Der Chor befindet sich auf einer grossen Europatournee und konzertiert noch am 11. und 12. Juli in Payerne und Lausanne. rb.

Studentische Arbeitsgemeinschaften beider Hochschulen Zürich



im Wintersemester

Ich stelle euch im folgenden die Themen vor, die wir im nächsten Wintersemester zu diskutieren wünschen. Ich würde es aber sehr gerne sehen, wenn aus euren Kreise vermehrt Anregungen zu Diskussionsthemen kommen würden. Ich fordere euch daher auf, mir mitzuteilen, was ihr einer Besprechung in unserem Rahmen wert haltet.

Wer sich für ein Thema besonders interessiert, kann sich als Diskussionsleiter melden. Er arbeitet dann ein Programm aus, lädt die entsprechenden Referenten ein und leitet die Diskussion. Dabei hat er völlige Freiheit, kann seine Initiative entfalten, schult sich als Verhandlungsleiter und hat Gelegenheit, seinen Blick erheblich zu weiten.

Tabus in der Politik

Es gibt in der Politik Fragen, die man selten antastet. Sie sind tabu. Man sollte sie sich aber trotzdem einmal stellen, um zu sehen, was es damit auf sich hat. So sollen die Schattenseiten der direkten Demokratie, die Frage der Zweckmäßigkeit gewisser föderalistischer Institutionen, die Neutralität, die Landwirtschaftspolitik des Bundes und die Militärpolitik zur Sprache kommen.

Lassen wir uns zum Bewusstsein kommen, welchen Wert diese bestehenden Institutionen haben; fragen wir uns aber auch, welche Nachteile ihnen anhaften, ob diese Nachteile nicht überwiegen und welche Ersatzlösungen allenfalls möglich wären.

Andere Länder - andere Sitten

Immer wieder sind wir Ausländer, besonders aber wir Schweizer versucht, bestimmte bei uns bestehende Ansichten und Einrichtungen als ideal zu betrachten. In dieser Arbeitsgemeinschaft sollen einmal die andern zu Worte kommen. So wollen wir mit ausländischen Studenten zusammenkommen, uns von ihnen orientieren lassen, ihnen unsere Ansichten verständlich machen, um so gegenseitiges Verständnis zu erlangen, das Grundlage für eine internationale Zusammenarbeit ist.

Grenzgebiete zwischen Mathematik und Philosophie

Auf den ersten Blick scheinen diese beiden Wissenschaften ziemlich auseinanderzuliegen. Nun gibt es aber zahlreiche ausserordentlich interessante Berührungspunkte, die einen mathematisch interessierten Philosophiestudenten oder einen allgemein interessierten Polyaner oder Phil-II-Studenten sicher fesseln könnten. Auch hier kann ein kompetenter Diskussionsleiter eine grosse Fülle von Möglichkeiten ausschöpfen.

Ein technisches Thema

Hier müssen die Polyaner mir armen Just-Studenten zu Hilfe kommen. Ich habe nämlich keine Ahnung von technischen Dingen und bin gar nicht im Bilde, was es um allgemeinen Themenkreisen am Herzen liegt. Ich bitte euch daher, mir ein gutes und zügiges Thema vorzuschlagen.

Schmerz in den verschiedenen Wissenschaften

Dass sich nicht nur die Mediziner, sondern auch die Psychologen, die Philosophen, die Theologen, die Chemiker und Zoologen mit diesem Thema befassen, dürfte soweit klar sein. Weniger selbstverständlich ist es, dass sich einmal Jünger all dieser Wissenschaften zusammenfinden, um den andern ihre eigene Betrachtungsweise dieses Phänomens zu erläutern. So wollen wir denn in einer Arbeitsgruppe dieses Thema von allen Seiten her beleuchten, um so eine auch für die eigene Wissenschaft wertvolle Uebersicht zu gewinnen.

Brecht

Es ist wohl unbestritten, dass Brecht die Kunst, mit der Sprache umzugehen, beherrscht. Geniesen wir diese Kunst. Wir wollen uns aber auch dem Inhalt zuwenden, über den oft grosse Meinungsverschiedenheiten herrschen. Gehen wir aber erst zur Weltanschauung über, so betreten wir ein vollends kontroverses Gebiet. Die neuen Methoden, die Vertonungen, die Gedichte - all das wird zur Sprache kommen.

Barmixer und Bowlenbrauer

Kenner, herau! Cocktailliebhaber, vereinigt euch! Jede hat doch irgendwo ein Geheimrezept für eine tolle Bowle. Wir verlangen ja nicht von ihm, dass er es preisgibt. Aber so viel Menschenliebe ist ihm doch zuzutrauen, dass er seinen Kollegen von der Gruppe Barmixer und Bowlenbrauer eine Kostprobe gibt.

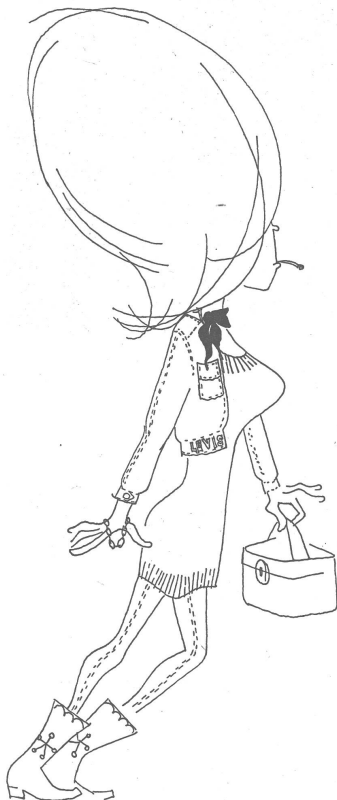
Ausserdem wollen wir einige prominente Barmen aufsuchen, die uns die feinen Unterschiede in ihrem Metier zeigen und uns (vielleicht) in ihre Kunst ein wenig einweihen werden. Auch eine Brennerei wollen wir einmal besuchen gehen.

Auf jeden Fall brauen wir, mixen wir und freuen wir uns, dass es auf unserer lieben alten Mutter Erde noch so herrliche Tranksame gibt.

Ceterum censeo

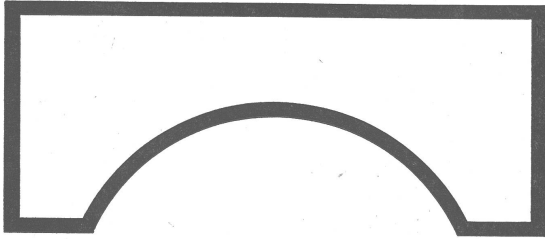
Es ist weit besser, wenn sich die Diskussionsleiter schon in diesem Semester mit mir in Verbindung setzen. Sie haben dann mehr Zeit, sich die Sache in Musse zu überlegen. Entschliesst euch also und schreibt möglichst bald an

Rico Wengle, Steinhaldenstrasse 44, 8002 Zürich



Zeichnungen: H. P. Weiss

JUNGE REPORTER SEHEN DIE MIGROS



Die Migros an einem neuen Anfang

Dass die Migros nach »2x20 Jahren« nicht mehr »mi-gros«, sondern »gros« ist, wurde in den letzten Tagen allen klar, die von zwei Grosseignissen Notiz nahmen: der Eröffnung der Betriebszentrale Herdern, der grössten Verteilerzentrale für Lebensmittel in Europa, so gross, dass Abteilungschefs mit Velos ausgerüstet worden sind, und von der Hausparty der Migros, so gross, dass nur das grösste Festhaus

Zürichs die Teilnehmer zu fassen vermochte: das Kongresshaus.

Herdern

Am 19. Juni wurde die neue Betriebszentrale mit einem Empfang für die Journalisten und mit einem fröhlichen Abend eingeweiht. Zwar hatte der Umzug von den alten Gebäulichkeiten am

Limmatplatz in die neuen schon im Herbst 1963 begonnen, und er wird erst in diesem Herbst abgeschlossen sein. Aber das Eintreffen eines Extrazuges, der 700 Gäste vom Hauptbahnhof in den »Bahnhof« Herdern brachte, markierte doch den eigentlichen Betriebsbeginn im neuen Nervenzentrum der Migros Zürich.

Hier einige Angaben über die neue Betriebszentrale:

Sie bedient: 85 Migrosläden und 20 Girodienstmitglieder in den Kantonen Zürich und Glarus. 35 Verkaufswagen werden in ihr jeden Morgen beladen. Sie bewältigt im Tag einen Umsatz von Waren im Wert von durchschnittlich ungefähr anderthalb Millionen Franken. Jetzt, in der Früchtesaison, treffen 60 bis 70 Güterwagen pro Tag im Migros-Bahnhof ein. Die Frischfrüchte verlassen die Halle schon nach dreissig Minuten wieder, auf

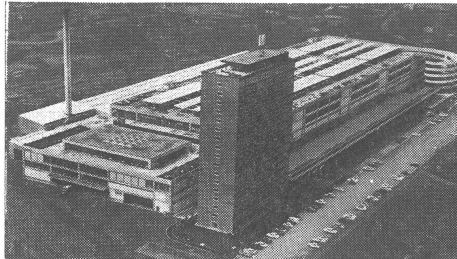
September ihren vollen Betrieb aufnehmen.

- Grossmetzgerei, in der Fleisch zerkleinert, verpackt, gewogen und angeschrieben wird.
- Abfüllereien und Abpackereien.
- Bodenschleppbahnen (die beim Eröffnungsfest in Geisterbahnen verwandelt wurden) besorgen die internen Transporte.

Sie beschäftigt: 1000 Angestellte und stellt ihnen eine Kantine mit Ruhe- und Spielzimmer und Kegelkeller zur Verfügung. Auf dem Dach gibt es genügend Parkplätze. Für die Mütter unter den Angestellten ist eine vorbildliche und hübsche eigene Kinderkrippe da.

Das Personalfest

In den sämtlichen Räumen des Kongresshauses waren am 26. Juni von



Lastwagen, die sie den Läden zustellen.

Sie enthält: die Verwaltung und die Betriebsleitung der Genossenschaft Migros Zürich. (Ein Drittel des Raumes ist heute an den »Migros-Genossenschafts-Bunde« vermietet.) Verlade- und Lagerhallen.

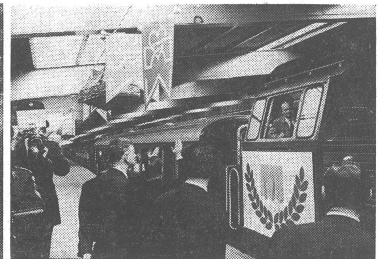
Folgende wichtigste Abteilungen:

- Molkerei für die Herstellung von Joghurt, Pastmilch und Milchspezialitäten, für Käsepflege und -verpackung. Diese Abteilung wird im

den Direktoren bis zu den Lehrlingen alle versammelt, die an diesem Tag »in ungekündigter Stellung« der Migros Zürich standen, über sechseinhalbtausend Mitarbeiter, alle mit Getränkebons für zehn Franken ausgerüstet. Um jedem und jeder genügend Zeit zum Umziehen zu geben, hatten an diesem Tag alle Migros-Läden schon um vier Uhr nachmittags geschlossen!

Zwölf Orchester spielten für die Tanzfreudigen, laute Shows gingen über die Kongresshausbühne, Alfred Rasser und

das Cabaret Chlupplisack erfreuten im Gartensaal, das Golden-Gate-Quartett und Jacqueline Boyer sangen in der Tonhalle, im Kammermusikkolossal schluckte ein bätleriger Mensch Schwerter und Feuer, an Buden wurde geschossen, Bälle geworfen und Enten gefischt, »30 000 Würstli, 20 000 Semmel« wurden verzehrt und »5000 Tombolapreise und »Lieberschungen« fanden glückliche Abnehmer. Es war ein überdimensioniertes Fest, ein nationales auch: Programmheft und Aufschriften waren deutsch, italienisch und spanisch abgefasst. Das Publikum war enthusiastisch, es drängte sich zu den Bars und Losständen, am ärgsten zur Ausgabeteke der Tombolapreise, es brandete durch die Säle und Gänge, so tosend und laut, dass die Mannen einer liebenswürdigen Ländlerkapelle, weil sie ohne Verstärkeranlage musizierten, nicht weiter als im Umkreis von zwei Metern zu hören waren.



Am 25. August 1925 machte zum erstenmal ein Migroswagen die Rundfahrt von Standplatz zu Standplatz. Gottlieb Duttweiler beschäftigte damals acht Angestellte und hatte sich in einer Garage eingerichtet. Heute, nach zweimal zwanzig Jahren, ist die Belegschaft eine fast nicht mehr überschaubare Riesenfamilie und das Unternehmen hat mit der neuen Zentrale endgültig das Kleid eines Grossbetriebs angezogen. R. S.

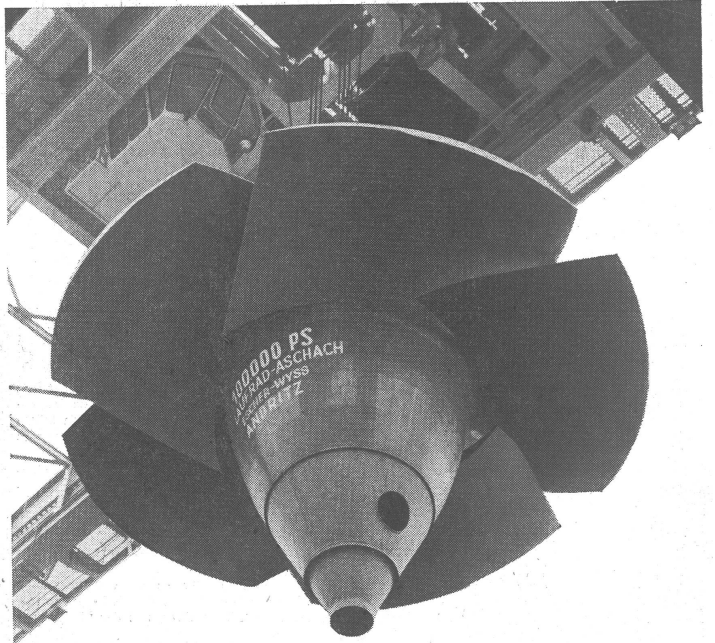
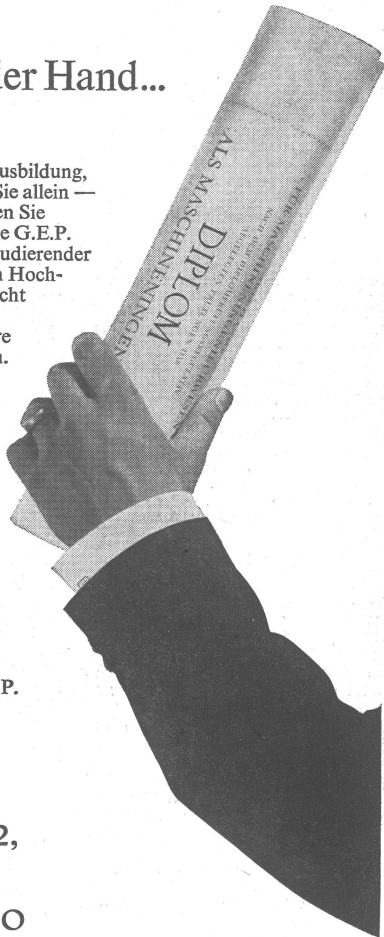


MIGROS

Das Diplom in der Hand... macht noch keine Karriere!

Es bescheinigt Ihnen eine gute Ausbildung, aber vorwärts kommen müssen Sie allein — das heisst nicht ganz allein. Haben Sie schon von der G.E.P. gehört? Die G.E.P. ist die Gesellschaft ehemaliger Studierender der Eidgenössischen Technischen Hochschule, die es sich zum Ziel gemacht hat, den Kontakt zwischen den »Ehemaligen« zu stärken und ihre beruflichen Interessen zu fördern. Gesellschaftliche Treffen, akademische Fortbildungskurse, eine internationale Stellenvermittlung und Beratungsdienste im In- und Ausland helfen den Mitgliedern der G.E.P., wohin sie auch kommen, einen Schritt weiter auf Ihrem Berufsweg. Eine gute Sache — finden Sie nicht auch? Und noch dazu eine, die sich seit langer Zeit bewährt hat. Verlangen Sie einen Prospekt der G.E.P. auf der Rektoratskanzlei der ETH oder beim Generalsekretariat der G.E.P. Staffelstrasse 12, Zürich 45 Tel. 051' 25 60 90

G.E.P.
Staffelstrasse 12,
Zürich 45
Tel. 051' 25 60 90



ESCHER WYSS

Wir bauen als einzige Fabrik alle Turbomaschinen für sämtliche Arbeitsmedien, ferner Papiermaschinen, Kältemaschinen und vollständige Kälteanlagen sowie Wärmepumpen, Verdampferanlagen, Industriezentrifugen und Zementmaschinen. Dieses weite Tätigkeitsgebiet erschliesst dem jungen Ingenieur viele interessante Möglichkeiten als Forscher, Konstrukteur, Betriebs- und Verkaufingenieur. Interessenten erhalten bereitwillig Auskunft. Escher Wyss AG Zürich

THEATER

Studententheaterwoche in St. Gallen

Mass für Mass wurde im Restaurant Franziskaner, das eigens für die Teilnehmer der Arbeitswoche reserviert war, bestellt. Dort trafen sich allabendlich nach den Vorstellungen Theatertruppen der verschiedenen Universitäten zur Feier eines Aufführungserfolges oder zu angeregten Diskussionen, in denen jemand einmal den für die ganze Woche geltenden Satz prägte: Es ist nicht wichtig, was im einzelnen wie geboten wird, entscheidend ist die Begegnung zwischen den verschiedenen Studententheatern, damit die möglichen Standpunkte gesichtet werden können. So wurde auch schärfstens kritisiert (man sagte Meinungen sehr offen, natürlich möglichst ohne zu verletzen) zur Lehre oder gar Anregung. Es zeigte sich, dass Elisabeth Brock-Sulzers Einordnung des Studententheaters zwischen volkstümlichem Laienspiel und Berufsbühne weitgehend richtig ist, was im folgenden nun bewiesen werden soll.

Der »Sommernachtstraum« kann von einer Berufsbühne flüssiger, leichter, gewandter gegeben werden, und in Euripides »Phigeneia« (im klassischen Chor spielte ein Mädchen aus Kambodsch) ist es sehr ungünstig, wenn Klytämnestra jünger als ihre Tochter erscheint. So muss auch in Peter Shaffers »The Public Eye« das Alter der Personen beson- ners in einem Beiblatt genannt werden. Bei diesem anspruchlosen, allerdings recht witzigen Stück - ursprünglich nur zum Hausgebrauch eingeteilt - fragte man sich, ob sich ein solcher Aufwand an Regiearbeit lohne, zumal auch der gebildete Zuschauer das rasch gesprochene Englisch nicht unbedingt ganz versteht, und ob die ausgezeichneten Schauspieler (unter ihnen der Präsident der Basler Studentenschaft) nicht besser für interessantere Stücke verwendet werden könnten. Da bieten sich ältere und neuere Avantgardestücke - wie Alfred Jarrys »Objet aimé« (1903), das sehr amüsierte, obgleich die Inszenierung zu grob, zu wenig sorgfältig war, oder Rosewicz »Zeugnis«, wohl das sorgfältigste und konsequenteste Regiewerk der Woche, das zwar gerade seiner hohen

Ansprüche wegen bei Publikum und Lokalpresse völlig durchfiel - Avantgardestücke, die für Studenten so geeignet sind, weil ihre Bewältigung eine geistige Arbeit verlangt, die Laienspieler sonst nicht zu leisten imstande sind. Pirandellos »Sechs Personen suchen einen Autor« ist seiner Klassizität wegen wohl bereits zu sehr auf Berufsspieler angewiesen, als dass es völlig gelingen könnte, sei es auch noch so anregend zur Beschäftigung mit Theaterproblemen. Arthur Adamovs »Alle gegen alle« (1953, zur Zeit der Drucklegung allerdings noch nicht gespielt) wird wohl seiner geistigen Schwere wegen Studenten einiges bieten, während Michel Arnauds »C'est la guerre, Arlequin« der Spielfreude bei straff gezügelter Regie freien Raum liess und so Fachleute wie auch kulinarische Geniesser voll befriedigte. Die HSG Sankt Gallen eröffnete die Woche mit einem hausgemachten Stück, der »Treppe« von Erwin Sylvanus, einer lebendigen Auseinandersetzung mit eigenem Stoff. Zürcher Studenten ist wohl »Um ein bisschen Rauch« von Manfred Schwarz nicht mehr besonders vorzustellen, es wurde eingehend zur Zeit der Uraufführung im März besprochen.

Die meisten Aufführungen fanden im abbruchbereiten, trotz rotem Plüsch nüchtern wirkenden St. Galler Stadttheater statt, meist leider vor gähnend leeren Logen - matte Spiegel nur reproduzierten das Geschehen - und vor nicht einmal immer vollbesetztem Parkett.

Der trotzdem jeweiligen lange anhaltende Beifall hat bewiesen, dass nur ein Schauspieler die Leistung eines Schauspielers richtig zu würdigen weiss.

Hans Witschi, Vizepräsident für Kultur des VSS, besorgter und umsichtiger Leiter der Woche, setzte sich ans Schlagzeug- und er trommelte, unterstützt von einem kleinen internen Orchester, so ausgezeichnet, dass Tanz und Trunk (Bier wurde mitgenommen) ebenso in Erinnerung bleiben werden wie die ernst betriebene und diskutierte Arbeit. Markus Mäder

Erfahrungen mit UBU

Das Stück Alfred Jarrys »König Ubu« wird von der Zürcher Werkbühne unter Leitung von Georg Müller auf dem Lindenhof vom 1. bis 18. Juli gespielt; Choreographie Nicolas Beriozoff. Das Bühnenbild stammt von Max Bill, der auch die Zeltkonstruktion entworfen hat, in der die Aufführungen stattfinden. Eine Kunstausstellung von Bildern und Plastiken zum Thema »Ubu« ist neben der Inszenierung zu sehen.

Zürchs bislang so altmodisch romantischer, durchaus ruhiger, friedvoller Lindenhof, der sich in seiner lebenswürdigen Bereitwilligkeit gegen Liebespärchen und andere eher stille Zeitgenossen auch von der martialisch-stolzen Zürcherin auf dem Brunnensockel kaum stören liess, ist zwar nicht gerade um seine ganze Freundlichkeit, aber doch vorübergehend um sein zurückhaltendes

Schweigen gebracht worden. Und das haben mit ihrem Schreien - »Scheisse« scheint man da besonders zu bevorzugen - König Ubu mit seiner Gattin samt Gefolgsleuten und Gegnern, der gesamten polnischen Armee, recht gründlich getan. Der Ruhestörung mitangeklagt sind ein schamloser Dichter namens Alfred Jarry, gestorben 1907, und die Zürcher Werkbühne, noch lebendig. Fragt sich nur, ob sie in Anbetracht der Umstände freizusprechen sind.

Alfred Jarry (1875—1907)

Lebte in Paris, war Schauspieler, Dichter, Begründer der »Pataphysik«, einer Wissenschaft, die vorläufig nicht an den Universitäten gelehrt werden wird und nur wenigen, ja man kann sagen: erst

Jarry selber in ihrer vollen Bedeutung aufgegeben ist, war Erfinder des »Theaters der Aktion« und ist der Schöpfer einer grotesken Figur, hinter der er seine Äengste und Visionen versteckt, des schrecklich-lächerlichen Ubu, des amoklaufenden Spiessbürgers. Die Surrealisten sehen ihn und sein Aktionstheater als ihren Vorläufer an, und die Literaturwissenschaft leitet mit ihm die Stücke eines Ionesco und sogar eines Beckett ein. Neben dieser Leistung war Jarry durch sein an Anekdoten reiches Leben berühmte. Als leidenschaftlicher Radfahrer liebte er es, anstatt zu klingeln eine Pistole abzuschiessen. Von Freunden gebeten, dieser etwas erschreckenden Übung abzusagen, meinte er: »Oh, bevor sich der Bürger wieder gefasst hat, bin ich schon über alle Berge. Indem ich ihm die Illusion verschaffe, überfallen worden zu sein, gebe ich ihm Stoff zu den schönsten Geschichten, die er Freunden und Bekannten erzählen kann.« Die gleiche Intention hiess ihn auch das »Theater der Aktion« gründen. Er wollte durch einen Schock von der Bühne der Gesellschaft die Augen öffnen und ihre Phantasie anregen.

UBU

das Kasperle-Monstrum, Inkarnation des Spiessers, der zum Tyrannen aufsteigt, oder des Tyrannen, dessen Triebe und Begierden die des Spiessers sind, »l'éternelle imbecillité humaine, l'éternelle luxure... les pudeurs, les vertus, le patriotisme et l'idéal des gens qui ont bien diné« (Catalie Mendès), wird von seiner ebenso liebenswerten Frau getrieben, sich den Königsthron von Polen zu usurpieren, den er bisher als Dra-

UBU dennoch Sieger

Der Sonntagabend, an dem ich die Aufführung sah, war regnerisch, kühl, drang durch das luftige Theaterzelt, Füsteln verbreitend. Spärlich gefüllt war der Zuschauerraum; an den Tuchwänden die Ausstellungsbilder: Ubu, der Fettwanst, auf einem Müllhaufen thronend. Ubu, in seiner Ku-Klux-Uniform der Regierungszeit. Ubu, surrealistisch und realistisch, in Kupfer und Oel. Man hofft, Ubu, der Leibhaftige, werde bald für Wärme sorgen.

»Scheisse« ist das erste Wort, das er von sich gibt. Ausserordentlich komisch scheint der Beginn also nicht, und es sieht im weiteren Fortgang des Stücks aus, als bliebe es auch so. Vielleicht ein paar lustige Einfälle der Regie, der witzigen Choreographie, die groteske Poesie des kitschigen »Pfuinzpferdchens« Ubus erregen Aufmerksamkeit, aber im ganzen ist die Sache doch nicht mehr als eine ehemals Aufsehen erregende und in die Literaturgeschichte eingegangene, ziemlich billige, dafür um so lautere Parodie Shakespeares, wie man sie sich etwa von ein paar begabten Studenten aus dem Stegreif gespielt denkt. Wie gesagt, so scheint es, und in der Pause, die ein bisschen langweilig war, denn viel zu interpretieren gab es da nicht, harrete ich nicht sehr ungeduldig der Uebelalten eines Bürgerschrecks, der einmal einer war. Die Schauspieler...? Nun, für die ist es bestimmt ergötzlich als für die Zuschauer, dachte ich, bis mir der Reiz dieser Marionettentheateraufführung durch Menschen, die an ihren eigenen Fäden zappeln, mit einem Male einleuchtete und ich die Kasperle-Dummheit Ubus verstand, der mit distinkter Kunstbetrachtung nicht beizukommen ist, weil sie ihre eigene, sehr handfeste Realität schafft, die Ueber-Wirklichkeit jenes Zauberspiegels eben, in dem Verworfenheit sich nicht in der raffinierten Intrige, sondern als Drache mit Stierhörnern zeigt. Zu fragen, weshalb Ubu trotz seiner Tölpelhaftigkeit und Feigheit

generhauptmann verteidigt hat. Nach dem gelungenen Streich, dessen Erfolg keineswegs ihm, so scheint es wenigstens auf den ersten Blick, dem Feigsten der Feigen, zu verdanken ist, beginnt er, um jeden einzelnen seines Geldes berauben zu können, die systematische Massakrierung der Menschen. »Puisik« und »Pfuinanz« bestimmen sein Handeln, Enthirnungsmaschinen, Falltüren, Zangen, um seine Untertanen bei Unbotmässigkeit zu zwickeln, Stäbchen und Stiele - was sie symbolisieren, bleibe dahingestellt -, die in alles Mögliche, vorzüglich aber Unmögliche gesteckt werden, schönsten Grand Guignol insgesamt, verhehlen ihm zu dem gewünschten Erfolg. Er schont in seiner blinden Geldgier niemanden, auch seine Getreuen nicht, was ihn endlich als König scheitern lässt. Umgebracht wird er aber keineswegs, sondern flieht nach Frankreich, ins Land der Freiheit, um sich dort für seines Schöpfers nächstes Stück, »Ubu enchaîné«, wo er zu guter Letzt als Galereenschlave enden wird, bereit zu halten. Jarry, der seine Zuschauer aufschrecken will, zerstört nicht nur alle Begriffe landläufiger Moral, indem er sie aufzudecken sucht, sondern auch das traditionelle Theater: Indem er erstens Dramaturgie, Technik und Dekors des Kasperlspiels auf die Bühne bringt und zweitens in der rücksichtslosen Parodierung der Weltliteratur - der von seiner ehrgeliebten Frau zur Ermordung des Königs aufgestachelte Ubu ist nichts anderes als eine Verkörperung des Macbeth, der tapfere Sohn des erschlagenen, vor seinem unglücklichen Ende leider sehr verrotteten Herrschers, Bogreslav, der von seinem Vater-Gespens einen rostigen Zweihänder mit der Aufforderung zur Rache erhält, ist Hamlet.

überhaupt ein Usurpator werden kann, ist vollkommen verkehrt in einer Welt, die Dummheit regiert; ja man muss sagen, gerade die Lächerlichkeit und Blödsinn heben Ubu über seine Mitmenschen hinaus und befähigen ihn erst, Herrscher zu werden, oder, anders ausgedrückt, der gestürzte König war einfach nicht genug, sich länger an der Macht halten zu können - eine wahrhafte Umwertung aller Werte. Fasziert verfolgt man, wie die Grösse der Dummheit, masslos gesteigert nach so vielen Erfolgen, Ubu zugrunde richtet und so wieder in gewöhnliche Dummheit umschlägt - ein Wechsel, in dem die monumentale Dummheit jenes Typs erscheint, zu dessen Inkarnation in Taten, Denken und Wortschatz, in seiner lächerlichen Furchtbarkeit Ubu tatsächlich wird. Man vergisst im Beobachten der Logik der ver-rückten Welt den Hintergrund der grotesken Szenerie, um plötzlich die Richtigkeit der Vision eines Mannes aus dem neunzehnten auf die Greuel des zwanzigsten Jahrhunderts zu erkennen. Ubu hat doch gesiegt.

Und in diesem lärmigen Spektakel eines »Ubu Roi« werden Sätze aus einem brillanten, im besten Sinne intellektuellen Stück erinnert, einer Farsa, die auch einmal politische Wirklichkeit werden kann: »Eine einzige Laune von ihm, der heutzutage auf einem Thron sitzt, ein Nervenzusammenbruch, eine Neurose, eine Stichfahne seines Grössenwahns, eine Ungeduld wegen schlechter Verdauung; und alles ist hin. Alles Eine Wolke von gelber oder brauner Asche, die sich zum Himmel türmt, anzuschauen wie ein Pilz, wie ein schmutziger Blumenkohl, und der Rest ist Schweigen - radioaktives Schweigen« (Max Frisch, »Die Chinesische Mauer«).

Sind also - wir nehmen die Frage des Anfangs auf - die Angeklagten in Anbetracht der Umstände zu verurteilen? Ich glaube nicht.

Georg Kohler



Letzte Woche ist Yoyo, der neue Film von Pierre Etaix, der Presse vorgestellt worden. Die Franzosen haben sehr viel nationales Prestige in diesen Film gelegt, sind doch die Kritiken sämtlicher grosser Pariser Zeitungen in überschwinglich positivem Ton gehalten. Auch in Cannes ist der Streifen zweifach prämiert worden; in Zürich wird er Mitte September im Kino Le Paris anlaufen. - Es ist ein lebenswürdiger Film, der sich an die Traditionen des Stummfilms anlehnt. In Episoden, deren Zusammenhang nicht immer offensichtlich ist, wird der Weg des Clowns Yoyo und die Melancholie

der Zirkuswelt dargestellt, wobei nebenbei auch das politische Geschehen der letzten Jahrzehnte auf groteske Vorfälle reduziert wird. Lyrische Stimmungen, die trotz der Schönheit der Verfilmung zur Langeweile reizen könnten, werden durch Gags aufgelockert, die selten zum Lachen reizen, einen ihrer Feinheiten wegen aber immer schmunzeln lassen. So zum Beispiel als auf der Fahrt durch die französische Landschaft Yoyo den Zirkuswagen beim einzigen Pfosten im weiten Umkreis anhält, um den Zirkushund kurz aussteigen zu lassen. BG

FILM

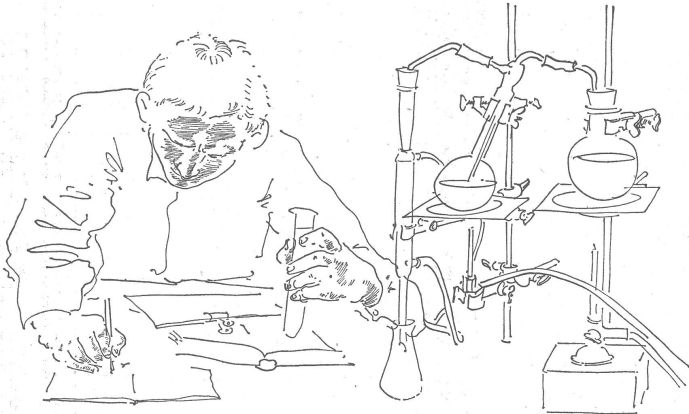
Zum Programm der Filmstelle

Wer das Programm der Filmstelle in diesem Semester betrachtet, wird gegenüber früheren Zeiten eine grosse Veränderung feststellen. Während man in den letzten Semestern mit Filmen wie »Asche und Diamant«, »Der Kanak«, »Le chien andalou«, »Die Jungfrauenquelle«, »Los Olvidados«, »L'aventura« etc., mit Regisseuren wie Bunuel, Antonioni, Polanski oder Wajda aufwartete, scheint man sich nun ganz auf Abenteuerfilme und Western umgestellt zu haben. Das Programm besteht nur noch aus Filmen dieser Art, sie füllen es vollständig - künstlerisch wertvolle Filme sind nicht mehr vorhanden.

Der Grund, aus dem sich die Leute, die für die aufgeführten Filme verantwortlich sind, zu dieser entscheidenden Aenderung entschlossen haben, ist mir leider nicht bekannt; vielleicht haben sie sich einmal in einem Filmbulletin darüber ausgesprochen, das ich nicht gesehen habe. Immerhin, an der Möglichkeit, gute Filme zu erhalten, dürfte es nicht gefehlt haben, man sehe sich nur die zwei Programme des Mittelschul-Filmklubs und dasjenige des Filmklubs Zürich an, beides Organisationen, die mit der Filmstelle zu vergleichen sind. Auch finanzielle Verluste können kaum die Ursache gewesen sein, denn die früheren Vorführungen waren meist sehr gut besucht, zu einem guten Teil sogar ausverkauft. Der einzige einermassen zwingende Grund, den ich mir eigentlich denken kann, betrifft das Publikum oder zumindest den Teil des Publikums, der sich jeweils während der Vorstellungen laut bemerkbar machte.

Fortsetzung auf Seite 15

C I B A



Für hochwertige chemische Spezialitäten —
Heilmittel, Farbstoffe,
Textilapplikationsprodukte, Kunststoffe,
Schädlingsbekämpfungsmittel,
photochemische Produkte —
bürgt die weltweite Forschung der CIBA

Ist »Föderalismus« noch zeitgemäss?

Der Ausdruck »Föderalismus« gehört zum täglichen Sprachgebrauch unserer politischen Diskussionen, und trotzdem haben viele keine klare Vorstellung, was darunter zu verstehen ist. Man sagt etwa, es gehe dabei um die Wahrung der kantonalen Eigenart. Das trifft aber nur einen kleinen Teil des Problems. Mit der Pflege der verschiedenen Mundarten, Trachten und Volksbräuche ist es nicht getan.

Der Föderalismus ist die Formel, die es Volkstämmlern verschiedener Sprache, verschiedenen Ursprungs, verschiedener Sitten und Konfessionen gestattet, im gleichen Bundesstaat nebeneinander zu leben, ohne sich ständig in die Haare zu geraten. Der föderalistische Staat überlässt den kleineren Gemeinschaften, der Familie, der Gemeinde, dem Kanton so viel Aufgaben und Kompetenzen wie nur möglich und verleiht damit dem Begriff »Freiheit« erst einen wirklichen greifbaren Gehalt. Der zentralistische Staat hingegen regiert von oben herab, so viel er nur kann.

Es liegt deshalb in der Natur der Sache, dass der Zentralstaat ein extremer Beamtenstaat ist, während der föderalistische Staat immer noch vieles der Selbstverwaltung durch die Bürger überlassen kann. Es ist diese Selbstverwaltung, die den Kleinstaat überhaupt lebensfähig erhält. Der Grossstaat bietet seinen aktiven Angehörigen interessante Möglichkeiten in der Armee, in den Kolonien (heute auch »Satelliten« genannt), in internationalen Organisationen, in machtgeladenen Regierungsämtern. In diesen Dingen steht der Kleinstaat vergleichsweise immer armer da. Er kann dafür seinen Angehörigen in der Selbstver-

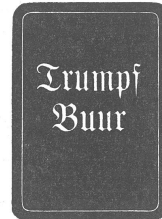
waltung, in tausend Funktionen des öffentlichen Lebens, in Gemeinde- und Kantonsräten, in Schul- und Armenpflegen, in Genossenschaften, Stiftungen, Korporationen und Vereinen, ja als simplen Stimmbürgern Entscheidungen in die Hand geben, die andernorts von Berufsbeamten in den Amtsstuben getroffen werden.

Die moderne Zeit scheint dieser Kleinstaatlichkeit nicht sehr gewogen. Der Drang zum Grossraum, zur Massenproduktion, zur »grossen Serie«, sprengt die Grenzen allenthalben in Europa. Ist da unser Partikularismus in Gemeinde und Kanton nicht einfach überlebt? Wir erklären aus Ueberzeugung: Nein! Jacob Burckhardt behält recht, wenn er in seinen »Weltgeschichtlichen Betrachtungen« schreibt: »Der Kleinstaat hat überhaupt nichts als die wirkliche, tatsächliche Freiheit, wodurch er die gewaltigen Vorteile des Grossstaates, selbst dessen Macht, ideal völlig aufwiegt.«

Es gibt aber auch einen falschen Föderalismus. Er klammert sich

dem Scheine nach an Dinge, bei denen im weiten Feld nichts für die Erhaltung der kantonalen Eigenart und auch gar nichts für die Betätigung eines regionalen Selbstverwaltungswillens herauszuholen ist. Ein typisches Beispiel hierfür sind die modernen Verkehrseinrichtungen, die Eisenbahn, die Luftfahrt und die Nationalstrassen. Die letzteren kosten sehr viel mehr Geld, weil man eine Lösung gewählt hat, bei welcher die Kantone bauen und der Bund bezahlt. Die Folge ist, wie der Bundesrat in einem Bericht feststellt, »Bedenkenlosigkeit in Kostenfragen« und die »Tendenz, dem weitgehend vom Bund bezahlten Werk möglichst viel aufzubürden.«

Der Subventionen-Föderalismus hat mit der Erhaltung der »wirklichen, tatsächlichen Freiheit« nichts zu tun. Denn die Freiheit behält nur dort ihre Berechtigung, wo man die Konsequenzen dessen, was man »in Freiheit« tut, auch selbst zu tragen bereit ist. Gross tun mit dem, was andere bezahlen, hat mit dem echten Grundgehalt des Föderalismus — »Herr sein auf der eignen Scholle« — wenig gemeinsam. Im übrigen ist es nicht so, dass Aufgaben, die der Natur der Sache nach von einem Kanton nicht mehr gelöst werden können, automatisch an den Bund übergehen müssten. Es gibt andere Formen der Zusammenarbeit (Konkordate unter den Kantonen, selbständige Körperschaften des öffentlichen Rechtes u. a.), welche dem Bedürfnis, von der Zentralgewalt unabhängig zu bleiben, Rechnung tragen und trotzdem in der Lage wären, die Aufgaben, welche die neue Zeit stellt, befriedigend zu lösen. Man müsste nur wollen!



Aktion für freie Meinungsbildung, 8032 Zürich

AARAU ARBON AROSA ASCONA AU/SG BADEN BASEL BELLINZONA BERN
BIASCA BIEL BRIG BRISSAGO BULLE CHATEL-ST-DENIS CHIASSO CHUR COU-
VET CRANS DAVOS DÜDINGEN FLAWIL FLEURIER FRAUENFELD FRIBOURG
GENÈVE GLATTBRÜGG GRINDELWALD INTERLAKEN KLOSTERS KREUZ-
LINGEN LA CHAUX-DE-FONDS LAUSANNE LICHTENSTEIG LIESTAL LOCARNO
LUGANO LUZERN MARTIGNY MENDRISIO MEYRIN MONTANA MONTHHEY
MONTREUX MÜRREN MUTTENZ NEUCHÂTEL NYON OLTEN PESEUX PRILLY
RAPPERSWIL REGENS DORF RORSCHACH RÜTI ST. GALLEN ST. MORITZ
SCHLIEREN SIERRE SION SOLOTHURN THUN VERBIER VEVEY VISP WENGEN
WETTINGEN WETZIKON WIL WINTERTHUR WOHLLEN YVERDON ZERMATT
ZOLLIKON ZÜRICH

Für alle Bankgeschäfte



Schweizerische BANKGESELLSCHAFT

Union de Banques Suisses

Vertreterbureau in New York

Korrespondenten in der ganzen Welt



Wann sind die Glücks- und wann die schwarzen Tage für Sie? Ein Glückstag ist bestimmt jenes Datum, an welchem Sie zu PHILIPS stossen. PHILIPS-Schweiz ist ein bedeutendes Unternehmen

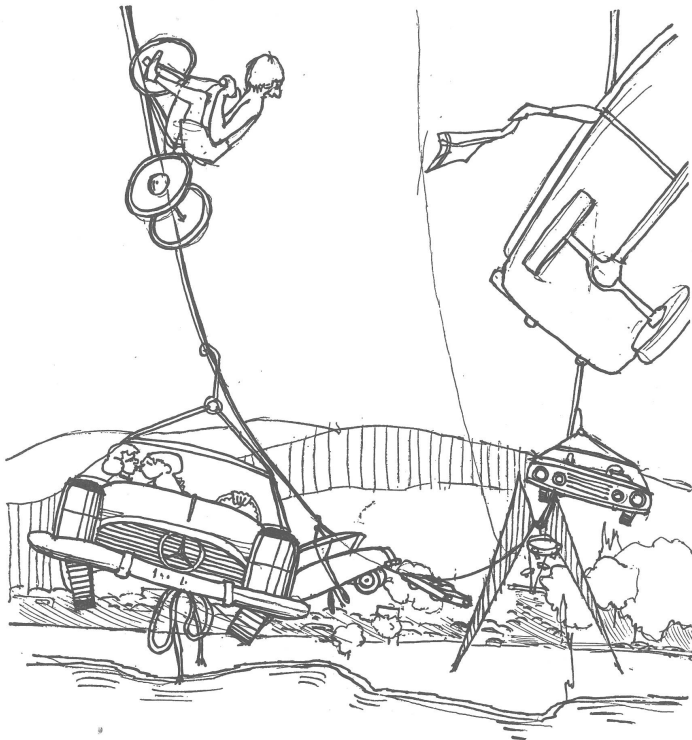
der Elektrotechnischen Branche; unsere Produkte geniessen Weltruf. Die Entwicklung auf allen Gebieten nimmt immer mehr zu. Es gibt deshalb unzählige Möglichkeiten, seine Kenntnisse —

kommerzieller oder technischer Art — in der PHILIPS-Familie nutzbringend für beide Teile einzusetzen. Schreiben Sie uns — vielleicht wird es Ihr Glückstag!

PHILIPS

Philips AG, Personalabt.
Edenstr. 20, 8027 Zürich
Tel. 051/258610





ZÜRCHER OSTTANGENTE

Zeichnung:
Laurent Druex

Politische Witze

Mit den kostspieligen Mirage-Abenteuern ist es dem Schweizervolk bewusst geworden, dass heute Behörden und Verwaltung in Bern zum Teil den Anforderungen in erschreckendem Masse nicht mehr genügen. Auch im volkreichsten Kanton, Zürich, zeigt sich bereits, dass auch hier die starke Entwicklung und Verkomplizierung eine sehr heikle Lage für die Exekutive geschaffen hat. Interessant ist dabei bloss, dass man davon nie oder höchstens in Andeutungen hört.

Bisweilen ergeben sich sogar politische Witze: Wo heute die Gondelbahn die »Sicht auf die Alpen stört« und deshalb nach langen Streitereien auf Befehl von Bundesrat Spühler noch dieses Jahr abgerissen werden soll, projiziert eine offizielle Planungsgruppe der Region Zürich eine Hängebrücke (!) neben der Möglichkeit eines Unterwasserstunnels. Diese Hängebrücke dient als Verbindungsstück zwischen der N3 und einer neuen, grossen Ausfallstrasse ins Zürcher Oberland, von der die natürlich daran interessierten Gemeinden erst auf Schleichwegen erfahren, als ihre schon früher begonnene Planung bereits viel Geld gekostet hatte und dann sistiert werden musste.

Selbst tüchtige Departementsvorsteher in der Zürcher Regierung werden der neuen Lage nicht mehr Herr. Trotz der Vervielfachung der Aufgaben ist der Amtsschimmel vom Trab nicht in den Galopp zu bringen; eine Umerziehung der Beamten zu neuer Arbeits- und Denkweise würde die ganze Manneskraft des betreffenden Regierungsrates verbrauchen, den überdies die sich unentbehrlich wissenden Sekretäre noch unter ihre Kontrolle zu bringen suchen! (Es ist verständlich, dass der Bundesrat soeben abgelehnt hat, Staatssekretärposten nach ausländischem Muster zu schaffen.) Wenn aber daneben z.B. der Baudirektor von den von ihm persönlich zu behandelnden Geschäften bei riesigem Einsatz bloss rund die Hälfte zu erledigen vermag bis zum Jahresende, so kann er - schon ohne mathematische Reihenbildung - eine zukünftige Katastrophe voraussehen, da zudem die wenigen Mitarbeiter, die ihm etwas Arbeit abnehmen könnten, wegen eben dieser Ueberlastung noch künden.

Wer sich erinnert, wie letztes Jahr Bundesrat Chaudet, der aus parteipolitischen Gründen seinen Rücktritt nicht nehmen durfte, das Ziel von er-

tiert, aber die Lauten, die einzigen, die sich bemerkbar machten, waren nun endgültig zufriedengestellt. Auch wurden keine wertvollen Filme mehr ausgepiffen, weil sie zuwenig unterhaltsam waren, denn bei den Western, die jetzt dem Publikum vorgesetzt wurden, konnte es so laut toben, wie es immer wollte, die hielten härtesten Ansprüchen mühelos stand. Wie gesagt, man kann die Haltung der Verantwortlichen der Filmstelle, die wirklich kein leichtes Amt haben, verstehen, aber ich glaube nicht, dass man sie teilen kann, ausser man sieht Filme, um dabei seine Stimmgewalt zu erproben.

Die Forderung: »Nach all der Kunst wollen wir wieder einmal einen Krimi sehen«, ist sicher legitim, nur fragt es sich, ob gerade die Filmstelle einer solchen Forderung nachkommen muss. Schliesslich kann jeder, der in Zürich einen reinen Unterhaltungsfilm, einen Krimi, Western oder einen Abenteuerfilm vom Format der »Königin der Amazonen« sehen will, unter einer grossen Anzahl ähnlicher Streifen im normalen Kinoprogramm auswählen. Er findet im näheren Umkreis der Universität mindestens drei Kinos, die sich auf reine Unterhaltung spezialisiert haben. Gerade in dieser Saison aber, in der in der ganzen Stadt kaum sehenswerte Filme liefen, in der sich die Kritiker in ihrer Stoffnot gezwungen sahen, über diejenigen Filme zu schreiben, deren Aufführung man in Zürich versäumt hatte, wäre es, meiner Ansicht nach, für die Filmstelle eine Pflicht gewesen, die früheren Programme fortzusetzen. Es ist hier nicht der Platz, von Filmzerziehung zu sprechen; Studenten zu erziehen ist eine schwierige

barmungslosem Witz und Spott wurde, die wie eine Welle durch die Schweiz gingen, versteht, dass unsere »kleinen Könige« vor ähnlichen Möglichkeiten zittern (allerdings wird dem Militärführer ausser Ungenügen auch Unehrlichkeit vorgeworfen). Man begreift auch, dass Regierungsräte, die mit viel Einsatz und gutem Willen ihr Amt ausüben, jetzt verzweifelt Ausschau halten, wie die Privatwirtschaft solche Situationen meistert.

Kein Mensch weiss bisher, wie der Kanton Zürich alle Bauvorhaben der nächsten Zeit bezahlen soll, auch der Finanzdirektor nicht. Der geplante Ausbau der Universität, die versprochenen, teils schon projektierten Mittelschulen (nach der Freudenberg-Rämbühl-Norm kaum mehr unter 80 Mio. pro Mittelschule!), das beschlossene Strassenetz, Spitäler u. a. m. überschreiten um ein Vielfaches die zürcherische Finanzkraft. So deutete der Finanzchef kürzlich sachte an, dass an neue Steuerquellen und beispielsweise Erhöhung der Autosteuer gedacht werden müsse, und sprach von »Wachstumskrise des Kantons« . . .

Durch das Wort »Krise« wird der Bürger in der heutigen Weltlage nicht mehr aufgeschreckt. Die Behörden und das Kartell der Parteien haben Angst, die Stimmbürger über die tatsächliche, prekäre Lage eingehend zu informieren, weil ihnen Unfähigkeit vorgeworfen werden könnte. Einschlägige Einzelheiten werden geheimgehalten, weil unsere Sensationspresse sie nur allzu gerne zerzausen würde. Allerdings laufen die Verantwortlichen Gefahr, sich bei diesen Vertuschungsmanövern zu verrechnen. Der Schweizer wünscht möglichst klaren Wein, und auch das politische Interesse der Jungen wird mit dieser »Tout-va-bien-Politik« kaum gefördert!

A. Frey

Arbeitsgruppe gegen Ueberbevölkerung

»Die Erde hat Krebs, und die Krebszelle heisst Mensch« (Dr. med. Zink)

Was heisst das?

Jedes Jahr sind 65 Millionen Individuen mehr auf der Welt - im Jahre 2000 (d. h. in nur 35 Jahren!) werden es über 6 Milliarden Erdbewohner sein. Es geht nicht allzu lange, und für einen Homo sapiens wird nur noch ein Stehplatz zur Verfügung stehen. Ausgerechnet diejenigen Gebiete auf der Welt, welche am wenigsten Voraussetzungen und Möglichkeiten für ein auch nur annähernd menschenwürdiges Dasein bieten können, weisen die grössten Bevölkerungszunahmen auf - die Folgen sind Hunger, Krankheit, Arbeitslosigkeit, Unzufriedenheit, politische und soziale Erschütterungen grössten Ausmasses und wirtschaftlicher Niedergang trotz aller Entwicklungshilfe. Viele Staaten und Gebiete Asiens, Afrikas und Lateinamerikas sind schlagende Beweise hierfür. Die Misere in der unterentwickelten Welt kann aber von der Bevölkerungsseite her erfolgreich angepackt werden!

Was tun?

Die angeführten Tatsachen sind genau zu analysieren und in ihren gesamten Konsequenzen zu erkennen. Das Bevölkerungsproblem ist zum vordringlichsten Problem unserer Generation geworden, obwohl die meisten Zeitgenossen von der Existenz dieser weltweiten Gefahr noch nicht die geringste Ahnung haben. Die STAG will weiteste Kreise (Studenten und Nichtstudenten) auf die enormen Gefahren einer sich uferlos vermehrenden Weltbevölkerung aufmerksam machen und Ideen und Massnahmen diskutieren, wie wir diese wenig erfreuliche Entwicklung beeinflussen können.

Wer sind wir?

Die STAG wurde von Studentinnen und Studenten der beiden Zürcher Hochschulen gegründet. Beraten von Wissenschaftlern und Experten aus den verschiedensten Wissensgebieten, versuchen wir, ein weites Publikum für dieses folgenschwere Problem zu interessieren. Jedermann findet bei

uns Gelegenheit, seine Ideen und Gedanken vorzubringen und zu diskutieren.

Wie erreicht man uns?

Mitarbeiter sind uns sehr willkommen. Jedermann kann sich bei uns umsehen und, falls er es wünscht, Mitglied werden. Füllen Sie den Talon aus und schicken Sie ihn in einem Kuvert an: STAG, Postfach 131, 8028 Zürich.

Name: _____
 Vorname: _____
 Adresse: _____
 Ort: _____
 Tel: _____
 Student: ja/nein _____
 wenn ja, Fakultät/Abteilung: _____
 Semester: _____
 wenn nein, Beruf: _____
 Jahrgang: _____
 besondere Interessen: _____

Coiffeur
E. Hotz

Zürich 1
Rindermarkt 19

Für Studenten
Ermäßigung
Haarschneiden
ausgenommen
am Samstag
Dienstag den ganzen
Tag geschlossen



FREIHOFFER

Buchhandlung
für
Medizin

Rämistrasse 37
Zürich 1

Tel. 47 92 22

Fortsetzung von Seite 13

Dieser Teil griff nämlich zu oft recht drastischen Mitteln, um seine Zustimmung oder seine Abneigung zum Gebotenen auszudrücken. Man stampfte, piffte, klatschte und malträtierte die Bänke, so dass man sich an die Anfänge des Films zurückerinnert fühlte, an jene Zeiten, als er noch ein harmloses Jahrmarktsvergnügen war. Dabei stellte sich dieser Radau in völlig verschiedenen, nicht voraussehbaren Augenblicken ein. Man piffte bei einem Unterbruch der Vorführung, man stampfte begeistert bei einer halbwegs witzigen Reklame, man beklatschte die Ankündigung eines Chaplin-Films, und dann piffte man wieder bei der berühmten, allerdings ein wenig ausgedehnten Liebesszene in »L'avventura«. Aber ob Jubel oder Missfallen - der Endeffekt war meist der gleiche: Die ruhigen Zuschauer im Publikum waren verärgert über die Störung, die lauten aber hatten ihre im eintönigen Studium offenbar zurückgebundene Vitalität wieder einmal kräftig unter Beweis gestellt.

Bei solchen Kundgebungen ist es verständlich, dass die Filmstelle langsam ihren Mut verlor, dass ihr die ganze Sache zu dumm wurde und sie sich in diesem Semester zu der beschriebenen Kehrtwendung entschloss. Man begann von nun an Filme zu zeigen, die dem akademischen Publikum angemessen waren, die es begeisterten und seinen Jubel noch stärker erschallen liessen. Zwar mieden einige Phil-Einser das neue Programm degou-

Sache, aber es scheint mir doch, dass die Filmstelle im Sommersemester 65 ihren Auftrag verfehlt hat. Sie sollte doch wohl dem Zürcher Studenten bedeutende und diskutabile, aber immer künstlerisch interessante Filme zeigen, Filme, deren Aufführung sich an einer Hochschule lohnt. Das heisst nicht, dass die Filme für ein kleines Grüppchen Cineasten ausgewählt werden sollen, aber ein gewisses Niveau, ein Mindestmass an künstlerischem Format sollten sie erreichen - eine Forderung, die Filme wie »Die Königin der Amazonen« bei weitem nicht erfüllen. Sollten die für die Filmstelle verantwortlichen Leute aber einen solchen Auftrag ablehnen, sollten sie sich wirklich die Mentalität deutscher Filmproduzenten aneignen (die meisten Zuschauer verlangen Karl-May-Filme, also drehen wir Karl-May-Filme; die Zuschauer sind zufrieden und Risiken gehen wir keine ein), sollten sie sich weiterhin nur nach den lautesten Zuschauern richten, dann scheint mir die Filmstelle in der jetzigen Form eine überflüssige Institution. Man hat jeden Tag die Gelegenheit, Krimis und Western zu sehen - »Los Olvidados« und »Le chien andalou« wären ohne die Filmstelle vielleicht nie mehr nach Zürich gekommen, daran sollte man sich bei der Zusammenstellung des Winterprogramms wieder erinnern.

Heute, da sich sogar unsere Universität - spät aber immerhin - zu einer Anerkennung des Films als siebenter Kunst durchzuringen beginnt, müsste die Filmstelle auf solche Radikalkuren verzichten. Sie treffen die Falschen, und sie schaden dem Film, um den es einer studentischen Filmstelle doch eigentlich gehen sollte. Werner Sieg, phil I

Verlangen Sie ausdrücklich unser seit 35 Jahren eingeführtes Spezial-Produkt

Axelrod



Yoghurt

AG Vereinigte Zürcher Molkereien
Zürich 4

Grossunternehmen der chemischen Industrie in Basel sucht

jungen Mediziner

für experimentell-medizinische Forschungsarbeiten pharmakologischer Richtung.

Einem geeigneten Bewerber wird eine gründliche Ausbildung in Pharmakologie — eventuell einschliesslich Auslandsaufenthalt — geboten. Vertrautheit mit pharmakologischen oder physiologischen Arbeitsmethoden ist von Vorteil.

Es kommt eventuell auch ein Bewerber in Frage, der kurz vor dem Staatsexamen und der Promotion steht.

Offerten mit handgeschriebenem Lebenslauf, Zeugniskopien, Photo und mit Angabe der Saläransprüche sind erbeten unter Chiffre 650401 an Inseratenverwaltung Dr. H. Dütsch, Bahnhofstr. 37, 8001 Zürich.



sucht einige Schweizer Studenten, die in den kommenden Semesterferien (während mindestens vier Wochen) auf dem Flugplatz Kloten als Hilfsarbeiter (z. B. im Verpflegungsbetrieb oder Beladen und Entladen der Flugzeuge) tätig sein möchten. Interessenten verlangen bitte ein Bewerbungsformular beim Personaldienst, Postfach 929, 8021 Zürich, Tel. 84 21 21, intern 3133.



Vor u. nach dem Kolleg eine Erfrischung im

Café Studio
Zürich beim Pfauen

Demmig-Bücher

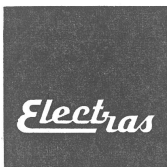
Vom Zählen bis zur Gleichung 1. Grades	DM 7.80	Arithmetik u. Algebra	DM 6.—
Vom Proportionen bis zur Gleichung 2. Grades	DM 9.60	Differentialrechnung	DM 11.50
Vom Punkt bis zum Kreis	DM 6.50	Integralrechnung	DM 5.80
Von Koordinaten bis zu Funktionsgleichungen	DM 8.50	Differentialgleichung	DM 4.30
Gleichungen der Geraden	DM 6.50	Statik starrer Körper	DM 11.50
Gleichungen von Kreis, Ellipse		Festigkeitslehre	DM 11.50
Hyperbel und Parabel	DM 8.50	Dynamik des Massenpunktes	DM 7.50
		Dynamik des Massenkörpers	DM 5.—
		Einführung in die Vektorenrechnung	DM 3.—

vermitteln grundlegende Kenntnisse in leicht fasslicher, prägnanter Darstellungsart. Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder per Nachnahme vom

Demmig Verlag Kom. Ges. — 61 Darmstadt-Eberstadt

Für elektrische Rasierapparate gehen Sie am besten ins Spezialgeschäft mit der großen Auswahl und dem eigenen Reparaturservice

Electras im Zentrum von Zürich
Talacker 34 (Kaufleute), Tel. 27 61 44



Apotheke Oberstrab Zürich 6
F. Eichenberger-Haubensak Universitätstraße 9

Seit 1889 die Apotheke der Akademiker

OLYMPUS «E»



Hochleistungs-Mikroskope

Olympus fabriziert Mikroskope seit 1919

Jedes Modell weitgehend ausbaufähig.

Beste Referenzen und schweizerisches Attest über Optik und Mechanik.

Preise ab Fr. 776.50 (Monokular)

Sofort ab Lager lieferbar.

Vorbildlicher Service in der ganzen Schweiz.

Zentralstelle der Studentenschaft
Haus der Uni-Kasse, Künstlergasse 15

DISS

— ERTATIONEN

drucken wir mit IBM-Schrift in Offset gut - schnell - preiswert

L. Speich AG Zürich

Brandschenkestrasse 47 Tel. (051) 27 08 50



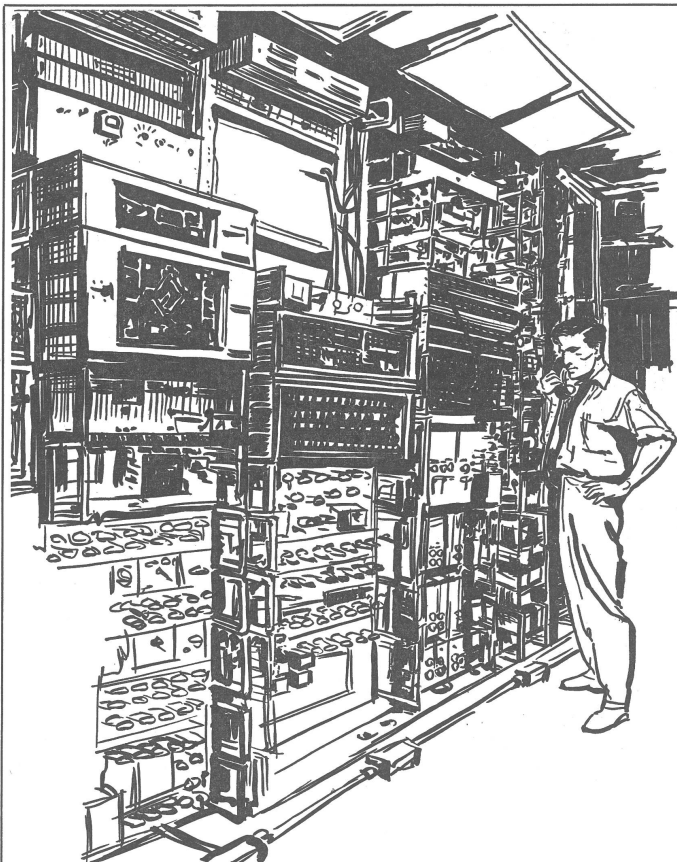
Für aufgeschlossene, junge

Akademiker

bieten wir in unseren Laboratorien, Konstruktionsbüros, in den Fabriken oder im Verkauf unserer thermischen und elektrischen Maschinen und Apparate ein weites, interessantes Betätigungsfeld mit grossen Entfaltungsmöglichkeiten



AG. Brown, Boveri & Cie., Baden



Die ganze Nachrichten-Technik

durch

Standard Telephon und Radio AG.

Ein IIT-Unternehmen

Sygraphographische Analysen

Forschungsgegenstand der Sygraphographie ist die Syggrafe oder das Syggramm an sich. So wird eine sygraphographische Analyse in erster Linie das Substantielle und Strukturelle von Veröffentlichungen aufzuklären versuchen.

Substantielles

Die gelegentlich geäußerte Ansicht, Publikationen hätten ausschliesslich forstwirtschaftliche Bedeutung, wird in der Regel als zu einseitig abgelehnt werden müssen. Die durch den Papierverbrauch in der öffentlichen wie privaten Verwaltung bedingte Verminderung des Baumbestandes ist unvergleichlich höher.

Der wahre Charakter von Veröffentlichungen liegt tiefer: Syggramme sind die papiergewordenen Manifestationen wissenschaftlichen Geistes und werden von den Verfassern meist als Marksteine des Fortschritts empfunden, wobei offenbleibt, ob die allgemeine oder die eigene Entwicklung gemeint ist. Für die akademische Laufbahn sind Publikationen unerlässlich, da der Weg zur Habilitation und darüber hinaus mit Syggraphien gepflastert ist. Der weniger auf äussere Ehren bedachte Wissenschaftler in der Industrie sieht in einem Syggramm ein auf den Namen lautendes Wertpapier eigener Prägung, das er in regelmässigen Abständen unter Gewinnmitnahme auf den Markt wirft.

Das Verlangen nach einer möglichst grossen Zahl von Publikationen führt leicht zu pathologischen Auswüchsen, so z. B. zur galoppierenden Polygraphie, die sich darin äussert, dass der Graphomane die Tinte nicht mehr halten kann. Zeitweilige Linderung verschafft einzig harte Laborarbeit. Ein anderes Uebel, die Tachygraphie, tritt dann auf, wenn ein Verfasser so schnell schreibt, dass die Versuchsergebnisse erst bei der Fahnenkorrektur endgültig vorliegen. Die im Manuskript niedergelegten Daten waren dagegen rein intuitiv gewonnen. Die Tachygraphie ist also stets mit bewundernswerter Kühnheit gepaart.

Das Qualitätsspektrum von Abhandlungen reicht von den nobelpreiswürdigen Aristosygrammen auf der einen Seite über die Metrosygramme bis zu den Kakosygrammen auf der anderen Seite. In letztere Kategorie fallen die Artikel mit unrichtigem Inhalt. Sie sind jedoch nicht so schlecht, wie ihre Bezeichnung vermuten lässt. Ihr Nutzen liegt vielmehr auf einer höheren Ebene: Gerät ein solches Kakosygramm auf den Schreibtisch eines Konkurrenten, so wird ihm das vermeintlich exorbitante Ergebnis den Schlaf rauben. Er erwacht zu ungeahnter Aktivität und wird in der Hoffnung, wenig-



stens noch einen Teilerfolg für sich verbuchen zu können, eine Investition gigantischen Ausmasses für das gleiche Projekt vornehmen; natürlich völlig vergebens. Auf diese Weise ist die Konkurrenz für längere Zeit beschäftigt und kann während dieser Periode nicht sonderlich gefährlich werden.

Strukturelles

Abgesehen von Kurzmitteilungen ist der Aufbau einer Veröffentlichung bestimmt durch die folgenden Elemente: Titel, Autorenanzeige, Einführung, Hauptteil, Schluss, Zusammenfassung, Dankwort und Literaturverzeichnis.

Die Formulierung des Themas erfordert einen sicheren Instinkt für Prägnanz und Zugkraft, damit der Artikel überhaupt gelesen wird. Wenn schon der Inhalt des Aufsatzes ohne besonderen Wert ist, sollte nach Auskunft erfahrener Texter wenigstens der Titel wissenschaftlichkeit abstrahlen. So verbirgt sich beispielsweise hinter dem glanzvollen Titel »Ueber die Denaturierung von Oviproteinen unter besonderer Berücksichtigung der Parameter Temperatur und Zeit« eine Abhandlung über das gewöhnliche Eierkochen.

Die heutige wissenschaftliche Thematik ist in der Regel so komplex, dass ein Problem nur durch ein Team von Spezialisten gelöst werden kann. Alle beteiligten Mitarbeiter wollen natürlich genannt werden. Dabei bereitet die Festlegung der Autorenenfolge gelegentlich grössere Schwierigkeiten, als der Text selbst. Wenn das Team nicht straff geführt wird, kann es dabei vollständig disziplinieren. Es haben sich im Laufe der Zeit verschiedene Ordnungsprinzipien ausgebildet:

Die einfachste und unverfänglichste Art ist die lexikographische Aufzählung der Verfasser. Sie wird insbesondere von Leuten verfochten, denen Fortuna einen Platz im Anfang des Alphabets zugewiesen hat. Adam Abels wird obige Einteilung stets wärmstens begrüssen und als völlig neutral anpreisen; anders Zacharias Zaun, der sich mit Recht zurückgesetzt fühlt. Man sieht, schon die Wahl der Eltern ist mitbestimmend für den wissenschaftlichen Erfolg. Wer über den nötigen Einfluss verfügt, wird das hierarchische Prinzip in Anwendung bringen, das die Verfasser nach ihrer sozialen Stellung einordnet. Bei der qualitativen Reihenfolge finden die Autoren entsprechend ihrem Beitrag zum Gelingen des Gesamtwerks Berücksichtigung. Hier besteht allerdings die Schwierigkeit, den richtigen Bewertungsmodus zugrunde zu legen. Ein Team setzt sich schliesslich aus sehr heterogenen Kräften zusammen, die initiativ, exekutiv, kooperativ, adlativ, koordinativ, administrativ oder konsumptiv tätig sein können, wobei jeder seinen Anteil für entscheidend erachtet. Wenn ein Team für lange Zeit zusammen bleibt, kann die Autorenssequenz befriedigend durch-

dessen Lösung entscheidend gefördert hat. Die baldige Veröffentlichung weiterer Untersuchungen wird in Aussicht gestellt, unterleibt aber recht häufig. Die mehrsprachige Zusammenfassung muss alles Fundamentale enthalten, da nur sie mit vollem Interesse gelesen wird. Tragendes Gerüst des Hauptteils sind die loci communes, die Gemeinplätze, die jedoch hier nicht besprochen werden sollen. Der wenig geübte Schreiber sei auf die einschlägige Literatur hingewiesen. Das Dankwort ist von ausserordentlicher Delikatesse und verlangt ein Uebermass an Takt und Feingefühl. Um die Liste der Autoren nicht zu lang werden zu lassen und möglichst viele verdiente Mitarbeiter an dieser Stelle unterzubringen. Das Dankwort in der wissenschaftlichen Hochsprache auch Acknowledgement genannt, erlaubt es ferner, in gönnerhafter Weise Gefälligkeiten und Freundschaftsdienste abzugeben. Wird für materielle Unterstützung gedankt, so kann aus der Art der Formulierung ohne Schwierigkeiten die Höhe der finanziellen Zuwendung abgeschätzt werden. Das Adjektiv »ausserordentlich hochherzig« lässt einen Betrag von mehr als 100 Kilomark vermuten.

Das Literaturverzeichnis muss nach Auswahl und Zahl der Zitate sorgfältig abgewogen sein. Ist es zu knapp, entsteht leicht der Eindruck von Unbelesenheit. Bei einem sehr umfangreichen Schriftverzeichnis wird es dagegen heissen: »Recht fleissige Literaturarbeit! Aber wo bleibt die eigene schöpferische Leistung?« Prominente Fachleute sollten stets in ausreichender Zahl angeführt werden, vor allem, wenn dadurch Ihre eigene These gestützt wird. Wollen Sie Ihre weitreichenden Beziehungen dezant unterstreichen, sollten Sie einige Schriftumsangaben mit der Anmerkung »Persönliche Mitteilung« einfechten. Um sich selbst als Experte auszuweisen, sind möglichst viele Eigenzitate angebracht. Liegen nur wenige eigene Arbeiten auf dem entsprechenden Gebiet vor, behilft man sich mit der Anmerkung »Unveröffentlicht«. Auf die autopathetische Bedeutung von Eigenziten wurde bereits früher aufmerksam gemacht. ML

Ein Studentenklub in Zürich

Es ist an sich schon erstaunlich, dass so etwas hier in dieser Stadt besteht, denn wozu eigentlich noch ein Klublokal, wo einem das Studium doch so in Anspruch nimmt? ...

Was für Ziele hat das Schlüsselloch eigentlich? Es soll ein Treffpunkt sein für Studenten aller Fakultäten, ein Ort für Geselligkeit und Tanz. Der volle Name heisst darum auch »Freunde der Gesellschaft zum Fröhlichen Schlüsselloch«.

Dass neben den Tanzabenden noch ein wenig auf »Kultur« gemacht wird, sei nebenbei noch kurz erwähnt.

Geleitet wird das Ganze von einem Direktorium, bestehend aus Studenten. Alles in allem eine studentische Angelegenheit, was aber nicht heisst, dass Nichtstudenten(innen) von vornherein als Mitglieder ausgeschlossen werden.

Warum dieser Artikel? Was uns ausserordentlich erstaunt und ein bisschen traurig macht, ist die Tatsache, dass es in den Gremien der Studentenschaft Leute gibt, die für unsere Sache nicht eben viel Verständnis aufbringen.

Als gemeinnützige Organisation, die nicht auf irgendetwelchen materiellen Gewinn ausgeht, sind wir mit Geldmitteln natürlich nicht besonders gesegnet. Das hat die Redaktion des »Zürcher Studenten« denn auch eingesehen und uns unentgeltlich ihre Adressiermaschine zur Verfügung gestellt, was uns im SS 64 und WS 64/65: Fr. 156.20 und im SS 65: Fr. 87.90 erspart hat.

Das hat nun den Herren der Studentenorganisationen durchaus nicht gepasst, und da sie auf die Finanzierung des ZS Einfluss haben, und diesem am letzten DC geltend gemacht haben, wurde uns diese Unterstützung abgestoppt, wobei in der Diskussion noch der lächerliche Vorwurf ausgesprochen wurde, diese Hilfe sei nur dank persönlichen Beziehungen zwischen den Redaktoren und den Funktionären des Schlüssellochs zustande gekommen, mit andern Worten durch Nepotismus zu Deutsch Vetterwirtschaft!

Sich eine Meinung über diese Art des Vorgehens zu machen, sei jedem Leser selbst überlassen. Wir glauben aber, dass unsere Haltung verständlich ist.

Direktorium des Schlüssellochs
Redaktion des »Zürcher Studenten«



Ueber den Ursprung der Eintopfgerichte

Die zahlreichen Eintopfgerichte, die in den schweizerischen Alpenländern noch heute üblich sind, sollen ursprünglich als Sonntagsmahlzeit gegessen haben. Am Sonntag besuchte die ganze Familie - die Mägde nicht ausgeschlossen - den Gottesdienst. Um trotzdem etwas Schmackhaftes und Warmes auf den Tisch bringen zu können, stellte man die vorbereiteten Eintopfgerichte in einem bronzenen Gefäss zugedeckt in den Kachelofen oder in die heisse Asche. Wenn dann die Familie nach dem oft weiten und mühsamen Kirchengang hungrig nach Hause kam, zog ihr schon unter der Eingangstüre der würzige Duft des festlichen Mahles in die Nase.

Ein Eintopfgericht dieser Art war auch der Untertalwälder »Stunggisk«, von dem wir hier ein etwas modernisiertes Rezept wiedergeben:

1 kg Schweinefleisch, 1 kg Gemüse je nach der Jahreszeit, wie zum Beispiel Rüben, Bohnen, Erbsen, Lauch, Sellerie, Kabis usw., 1 Zwiebel, 60 g Fett, Fleischbrühe, Salz, Pfeffer und Muskat. Die Gemüse zürstoen, waschen und je nach Art kleinschneiden. Das Fleisch in Ragoutstücke schneiden, etwas Salz, Pfeffer und Muskat beifügen, zusammen mit der gehackten Zwiebel im Fett anbraten und lagenweise mit den Gemüsen in eine grosse Kasserolle geben. Noch etwas salzen und halbhoch mit heisser Fleischbrühe begiessen. Zugedeckt eine Stunde kochen. Dann die geschälten ganzen Kartoffeln hinzugeben, wenn nötig noch ein wenig Wasser beifügen und das Stunggis eine weitere halbe Stunde kochen. Hübsch anrichten, wobei das Fleisch in die Mitte zu liegen kommt. Die Portion reicht für 5 bis 6 Personen.



zyklische Vertauschung geregelt werden. Sind nur zwei Verfasser vorhanden, so schafft ein Duell klare Verhältnisse. Mit Rücksicht auf den angespannten Arbeitsmarkt wird jedoch von dieser Methode abgeraten.

Die Einleitung eines Syggramms dient meist dazu zu rechtfertigen, dass die bereits sehr umfangreiche Literatur einer Ergänzung bedarf. Im Schlusskapitel erfährt der Leser dann, dass die vorliegende Arbeit das angeschnittene Problem, nicht jedoch

news, facts and gags

700 Italiener oberer Plafond?

Es scheint heute nicht nur für die Schweiz zum guten Ton zu gehören, seine Fremdarbeitersorgen zu haben. So stellt sich auch in Norwegen das Problem »in aller Schärfe«. Nach einer Meldung des »Morgenbladet« aus Oslo waren bei einer Bevölkerung von rund 4,5 Millionen am 1. Juli 1965 41 000 Ausländer beschäftigt. Rund die Hälfte stammte aus andern skandinavischen Ländern. Auf Amerikaner, Engländer und Deutsche entfallen etwa 10 000 Personen. Verbleiben also noch 700 Italiener und 400 Spanier, die der Zeitungsmeldung zufolge meist im Gastgewerbe beschäftigt sind. Obwohl ihnen Unentbehrlichkeit attestiert wird, mahnt das Blatt doch zur Vorsicht, um die Ueberfremdungsfahr nicht zu gross werden zu lassen. Anderer Leute Sorgen, die hätten wir gern. ML

Statistisches

Bern, 8. Juni. ag. An den neun schweizerischen Hochschulen waren im Wintersemester 1964/65 insgesamt 30 441 Studierende immatrikuliert, was gegenüber 1954/55 eine Zunahme um 95 Prozent gegenüber 1963/64 einen Zuwachs um 10 Prozent darstellt.

Die Zahl der Studierenden betrug an den einzelnen Hochschulen: Universität Zürich 5697, ETH Zürich 5154, Universität Genf 4264, Bern 3643, Lausanne 3541, Basel 3473, Freiburg i. Ue. 2285, Hochschule St. Gallen 1281 und Universität Neuenburg 1103. Die stärkste Frequenzsteigerung seit zehn Jahren hat Neuenburg mit 197 Prozent verzeichnet, gefolgt von Freiburg (155), St. Gallen (143) und Universität Zürich (117).

(Tages-Anzeiger)

UdSSR mit Bildungsproblemen

Probleme entstehen aus Gegensätzen, und gegenseitig sind die folgenden Informationen, die sich ein jeder selbst zusammenreimen soll. Im Studentenspiegel vom 16. Juni lesen wir nämlich:

Die Zulassungsbedingungen für die Ausbildung an den höheren Lehranstalten der Sowjetunion sollen einschneidend geändert werden, da - ungeachtet der grossen Anstrengungen auf dem Gebiet des Schulwesens - die Universität und Hochschulen nicht in der Lage waren, den grossen Bedarf des Landes an Fachleuten zu decken. Bereits Ende März erklärte der Minister für das Hoch- und mittlere Fachschulwesen, Jeljutin, das bisherige Auswahlsystem habe sich nicht bewährt.

Bis zu diesem Zeitpunkt wurden die aus der industriellen und landwirtschaftlichen Produktion sowie aus der Armee kommenden Bewerber bevorzugt zugelassen. Die direkt aus den Mittelschulen (Oberschulen) kommenden Absolventen wurden angehalten, vor dem Studium erst einer praktischen Tätigkeit nachzugehen, was bedeutete, dass sie unmittelbar nach Ablegung ihrer Reifeprüfung nur in seltenen Fällen immatrikuliert wurden. Minister Jeljutin versicherte, dass die bislang geltenden Bestimmungen so modifiziert würden, dass die Bevorzugung der aus der Praxis kommenden Bewerber eingeschränkt würde. In diesem Zusammenhang ist weiterhin die Ankündigung bemerkenswert, dass in der Sowjetunion die Wehrdienstpflichtzeit für Studienbewerber verkürzt werden soll (Frankfurter Rundschau, Frankfurt/Main).

Dazu den Auszug aus einem Artikel, welcher im Tages-Anzeiger vom 2. Juli erschien und der die Gedanken des russischen Soziologen W. N. Schubkin darlegt:

Nach den Ermittlungen Schubkins haben im Gebiet von Nowosibirsk nur 11 Prozent der Schulabgänger Arbeitsplätze in dem Beruf gefunden, für den sie in der Schule ausgebildet worden sind. Nur 44 Prozent besuchten weiterführende Schulen, obwohl 80 Prozent den Wunsch dazu geäußert hatten. Nur 8 Prozent erklärten, dass sie unmittelbar nach dem Schulabgang einen Arbeitsplatz suchen wollten, aber 32 Prozent gingen sofort danach arbeiten.

Schubkin stellte auch fest, dass auch in der Sowjetunion Kinder von städtischen Angehörigen gehobener Berufe weit stärker Aufnahme in weiterführenden Schulen finden als Arbeiter- und Bauernkinder. Nach seinen Erhebungen werden 82 Prozent der Kinder der »städtischen Intelligenz«, aber nur 10 Prozent der Landarbeiterkinder zum Studium zugelassen. Dabei hätten 76 Prozent der Landarbeiterkinder den Wunsch geäußert, studieren zu können. Schubkin führt diese Differenzen auf soziale und wirtschaftliche Faktoren zurück und warnt eindringlich davor, diese Prozentsätze dadurch ändern zu wollen, dass man durch andere Aufnahmebedingungen den Landkindern den Zugang zum Studium erleichtert.

Umfragen ergaben, dass Flieger und Funktechniker die beliebtesten Berufe waren, während Berufe aus dem Dienstleistungsgewerbe und Landarbeit ganz unten auf der Liste der Berufswünsche erschienen. Schubkin gibt dem Radio, dem Film und der Presse die Schuld an dem geringen Ansehen der Dienstleistungsberufe. Er forderte, dass die Jugend in einem Propagandafeldzug zum Beispiel darüber aufgeklärt werde, dass der Einzelhandel ein genauso wichtiges Gewerbe wie alle anderen sei. XA

Streiflichter einer Polenreise

Im Rahmen des Austausches zwischen der Studentenschaft an der technischen Hochschule Gilwice und dem VSEH möchten wir an dieser Stelle einige Probleme des heutigen Polen aufzeigen. Die nachstehenden Artikel wurden von Teilnehmern der letzten Polenreise des VSEH nach ihren persönlichen Erfahrungen und Auffassungen geschrieben.

Bei dieser Gelegenheit seien die polnischen Kommilitoninnen und Kommilitonen, die am 12. Juli in Zürich ihre Schweizerreise beginnen werden, herzlich willkommen geheissen.
Die Red.

Vom Regime bevorzugt: Der Student

»Die polnischen Schulen sind auf allen Stufen kostenlos; den Schülern höherer Schulen sowie den Universitätsstudenten stehen Stipendien für den Lebensunterhalt zur Verfügung – so steht es im offiziellen Reiseführer durch Polen, und auf diese Errungenschaft waren alle Polen stolz, mit denen wir ins Gespräch kamen. Erst wenn man bedenkt, dass das Land während des Krieges vor allem seine Intelligenz verloren hat (der direkteste Weg, um aus den Polen ein Volk von Unternehmern zu machen), ermisst man die grosse Leistung, die das heutige polnische Bildungswesen darstellt. Wie leben nun diese vom Regime so stark geförderten Studenten?

Der Staat hat nach 1945 eine grosse Zahl von Studentenheimen gebaut. Die älteren erwecken einen etwas kasernenhaften Eindruck. Geschlafen wird in 4er- bis 10er-Zimmern; immerhin kann das Innere individuell gestaltet werden. Daneben stehen noch spezielle Arbeits-, Les- und Gemeinschaftsräume zur Verfügung. In Krakau hatten wir Gelegenheit, das neue Studentenheim zu besichtigen. Dieser moderne siebenstöckige Bau beherbergt 800 Mädchen, die in eher kleinen, aber nett eingerichteten Zweierzimmern wohnen. Je vier Studentinnen verfügen zusammen sogar über ein eigenes Badezimmer. Jedes Zimmer ist auch mit einem Lautsprecher versehen, der täglich zwischen 16 und 22 Uhr aktuelle Musik – meist westlichen Ursprungs – gewürzt mit Nachrichten anbietet. Neben einer genügend grossen und modern eingerichteten Mensa findet man auch noch einen Kiosk, Lesesäle und zwei Klubs.

Mit 1000 Zloty im Monat lässt sich recht leben, da die lebenswichtigsten Ausgaben für das Zimmer (120 Zl) und fürs Essen (300 Zl pro Monat) gegenüber anderem sehr bescheiden sind. Wer zum Beispiel pro Tag ein Päcklein Zigaretten raucht, gibt dafür bereits mehr aus als für sein Zimmer. Bücher sind, verglichen mit westlichen, ebenfalls billig. Dagegen sind Schuhe und Kleider

sowie alles, was nur irgendwie nach Luxus aussieht, sehr teuer. Falls man abends nicht hinter den Büchern sitzt, hat man reichlich Gelegenheit zu Vergnügungen: Kinom mit vielen westlichen Filmen, Theater (Dürrenmatt ist bestens bekannt) – in Krakau stiessen wir gerade auf eine Photoausstellung über Chicago –, studentische Dancings (mit Vorliebe für Ye-Ye), Literatur- und Jazz-abende und andere Veranstaltungen hellen den studentischen Alltag auf. Als Student hat man auch Chancen, ins Ausland zu kommen, sogar in den Westen. In den Ferien veranstalten die Studentenorganisationen Lager an der Ostsee wie auch in den Bergen zu billigsten Preisen. Ich habe kaum einen polnischen Studenten kennengelernt, der nicht vom winterlichen Skifahren in der Tatra oder im Riesengebirge schwärmt. Wegen dieser grossen Vorteile sind etwa 90% der polnischen Studenten Mitglieder der Studentenorganisationen. Von einem marxistischen Drill an den Hochschulen haben wir wenig gemerkt; es sind denn auch nur etwa 1,5% aller Studierenden Parteimitglieder.

Die vielzitierte Studienfreiheit ist allerdings beeinträchtigt durch den grossen Mangel an Studienplätzen. Die Matura genügt nicht, um sich an einer Hochschule zu immatrikulieren. Zuerst muss der angehende Student noch eine Aufnahmeprüfung über sich ergehen lassen. Als Beispiel sei die chemische Abteilung der technischen Hochschule in Gilwice erwähnt, wo fünf Bewerbern ein einziger Platz gegenüberstand. Die Besten durften ihr Chemiestudium beginnen, die übrigen 80% mussten sich um eine andere Studienrichtung bewerben, die weniger gefragt war, oder sie nahmen eine Stelle an und begannen ihr Chemiestudium an der Abendschule oder durch Fernkurse. Obwohl es in Polen kein Schulgeld gibt, sind die meisten Studenten auf ein Unterhaltstipendium angewiesen (in Gilwice: 75% der Studenten, 500 Zl im Monat). Besonders gute Leistungen werden mit dem sogenannten wissenschaftlichen Stipendium von 1000 Zl im Monat belohnt.
Ruedi Knutti

Auschwitz und Birkenau

Im Vordergrund: Die Stätte des Grauens, die irregeleiteten Deutschen. Doch dahinter tauchen andere, unbequeme Feststellungen und Gedanken auf.

So schreibt Rudolf Höss in seiner Autobiographie: »Doch die (inhaftierten) Juden der damaligen Zeit (vor 1942) hatten die Möglichkeit, falls ihnen von irgendeinem Staat in der weiten Welt die Einreisereise erlaubt wurde, auszuwandern.« – Wieviel abgewiesene Gesuche haben wir Schweizer auf dem Gewissen? – »Bei den gefundenen Wertsachen handelte es sich meist – besonders bei den Judentransporten aus dem Westen – um wertvolle Dinge, Edelsteine (und Schmuck) von Millionenwert... Geldsorten aller Herren Länder in Millionen... Wie ich einmal von Eichmann hörte, wurden die Pretiosen und Devisen in der Schweiz verhandelt, ja man beherrschte damit den gesamten Schweizer Pretiosen-Markt.« – Auschwitz geht also auch uns an.

Während man die endlosen Kaminreihen der Birkenauer Baracken entlangschaut oder den Berg von abgeschnittenen Haaren betrachtet, wäre man so froh, wenn man all dies einem blutrünstigen Ungetüm zuschreiben könnte. Doch Höss, der dieses Lager aufbaute und leitete, war ein rechtschaffener Familienvater; er liebte Tiere und konnte durch schöne Musik fast zu Tränen gerührt werden. »Von meinen Eltern war ich so erzogen, dass ich allen Erwachsenen und besonders Älteren mit Achtung und Ehrerbietung zu begegnen hätte... Ganz besonders wurde ich immer darauf hingewiesen, dass ich Wünsche und Anordnungen der Eltern, der Lehrer, Pfarrer usw... unverzüglich durchzuführen bzw. zu befolgen hätte und mich durch nichts davon abhalten lassen dürfte. Was diese sagten, sei immer richtig.« – Werden unsere Schweizer Kinder so viel anders erzogen? – Später heisst es dann: »Was der Führer befahl bzw. für uns sein ihm Nächstherr, der RFSS – war immer richtig.«

Gespräche – und Religion

Meine Aufmerksamkeit galt weder den touristischen Attraktionen noch der Technik und Industrie, sondern dem Menschen und seinem Denken.

Bereits am ersten Abend klagte mir eine alte Schlesierin, wie schwer das Leben in Polen sei. Auf meinen fragenden Einwand, dass sie sich hoffentlich nicht um Nahrung und Unterkunft Sorgen machen müsse, entgegnete sie: »Nein, das nicht, aber schauen Sie, ich kann nicht einmal weisse Strümpfen für die Erstkommunion meines Enkels beschaffen.« Das machte mich stutzig. Dass die meisten den sozialistischen Staat aus der Sicht ihres mehr oder weniger engen Alltags beurteilen würden, hatte ich nicht anders erwartet. Aber sollte etwa die Religion auch noch mitspielen? Auf-

»Die beiden Krematorien I und II... hatten je fünf 3-Kammer-Öfen und konnten innerhalb 24 Stunden je ca. 2000 Leichen verbrennen. Die Verbrennungskapazität zu steigern war feuerungs-technisch nicht möglich.« – Und hier muss ich's gestehen: Ich habe meinen Dienst gewissenhaft und aufmerksam zu aller Zufriedenheit stets erfüllt. Er hatte zwar nie und da seine Zweifel, vor allem wenn er Frauen und Kinder in die Gaskammer gehen sah, doch Befehl war Befehl, und menschliche Regungen hatten da nichts zu suchen. Sein Wunschtraum war gewesen, »zum Boden zurückzukehren, aus dem die Vorfahren hervorgegangen waren, zum Lebensquell des deutschen Volkes, zur gesunden bäuerlichen Siedlung.«

So schlendert man eine der Lagerstrassen entlang, sieht Stehzellen und Todeswand und begreift immer deutlicher, dass Autoritätsgläubigkeit und Patriotismus die Grundpfeiler dieses Ortes sind. Es wäre auch heute noch ein leichtes, Cäsar, Napoleon oder Hitler zu spielen. Die herkömmliche Erziehung liefert so gute Dressurergebnisse, dass man nur noch an die latente Lebensangst appellieren, die während der Dressur eingetübten Hassgefühle richtig kanalisieren und die »öffentliche Meinung geschickt machen müsste – und die Menschen würden marschieren! Vielleicht gehört dieses Auschwitz noch gar nicht der Vergangenheit an? Vielleicht lebt es weiter, wo immer ein Mensch mit Gewalt gegen einen Menschen vorgeht? Und finden wir nicht die mannigfaltigen Formen der Gewalt bereits in der Erziehung, die ja mehr Dressur als Anleitung zur Selbständigkeit ist?

Es kann sein, dass einige Leute aus unserer Gruppe diese Zusammenhänge dunkel erahnten, denn sie hatten Witzeleien und Kritik am »Museumsbetrieb« nötig, um ein aufsteigendes Unbehagen überspielen zu können.

Annemarie Kaiser, phil I

grund früherer Beobachtungen und Überlegungen stellte ich dann eine Arbeitshypothese auf, die auf den ersten Blick gewagt erscheint, sich aber in unzähligen Gesprächen bestätigte: Die Beurteilung der Gesellschaft hängt vom Grad der Religiosität ab, denn für einen religiös empfindenden Menschen stellt bereits die Tatsache, dass der sozialistische Staat ohne Kirche auskommen will, eine Beleidigung dar.

Zur Orientierung sei erwähnt, dass der Religionsunterricht in den Schulen den Zankapfel zwischen Kirche und Staat darstellt. 1950 wurde die Religion als Schulfach vom Staat akzeptiert, 1955 wurde sie aus den Schulen entfernt, 1956 wieder eingeführt, jedoch nur noch als Wahlfach, 1960 wieder aufgehoben. Seither wird der Religions-

unterricht in den Kirchen und an sog. katechetischen Punkten erteilt, wobei die Religionslehrer vom Staat besoldet werden.

Auf kirchlicher Seite beklagte man sich, dass man durch Pressezensur und andere administrative Massnahmen schikaniert werde; ein Parteimitglied antwortete mir, dies seien die einzigen Möglichkeiten, um die Kirche in ihrem Expansionsbedürfnis einzuschränken, denn dem einzelnen Menschen wolle man in dieser Hinsicht seine volle Freiheit lassen. Dass dies auch geschieht, lässt sich an den an Sonntagsmorgens und -abends trotz »Schichtbetrieb« überfüllten Kirchen ermesen. Die katholischen Studenten, mit denen ich mich unterhielt, bestätigten auch, dass sie z. B. in der Zuteilung von Stipendien keineswegs benachteiligt würden. Trotzdem fühlt sich die Kirche in ihrer Machtposition bedroht; ihr Wirken sei im wesentlichen auf die direkte Beeinflussung der Gläubigen beschränkt, erklärte mir ein prominenter Vertreter dieser Seite, was aber wohl die wirksamste und wichtigste Möglichkeit sei. Auf diesem Wege lässt sich ohne weiteres ein verstärktes Nicht-mitmachen-wollen in ausserkirchlichen Angelegenheiten erreichen, und ich hege sogar den Verdacht, dass die geringe Arbeitsintensität hier einer ihrer Wurzeln hat. Auch scheint die Tendenz zu bestehen, in den Gläubigen so etwas wie ein Märtyrerbewusstsein hervorzurufen (auf jeden Fall habe ich dergleichen wiederholt angetroffen); dies ist ein gefährliches Spiel, wenn man weiss, wie gerne sich der Mensch mit solchen Träumen dafür entschädigt, dass sein Leben in Wirklichkeit nur bescheidene Bedeutung hat. Zudem ist es nicht nur schade, sondern geradezu unverantwortlich, dass wertvolle Kräfte des Menschen in einem fruchtlosen Machtkampf eingesetzt werden. Für den Staat stellt das Problem einen Circulus vito-

Polnische Graphik

Da es in Polen keine Reklame gibt, bleibt die in den Strassen sichtbare Graphik auf die Film- und Theaterplakate beschränkt. Daneben gibt es allerdings noch das politische Plakat; dieses verschwindet aber völlig in der Ueberzahl guter bis bester Filmplakate. Das Format dieser Plakate entspricht ungefähr demjenigen unserer Schaufensteraffichen. Deshalb kann eine stattliche Zahl einzelner Plakate auf den vielen Plakatständen zu einem bunten Puzzle zusammengeklebt werden. Darüber hinaus gibt es in den Strassen Warschaus grosse, weisse, von einem Stahlrohrgestell sternförmig zusammengehaltene Panneaus. Jedes ist wieder anders mit abstrakten, farbigen Papierformen und einem Photofragment aus dem entsprechenden Film grosszügig beklebt. Diese »Collagen« verlieren manchmal jeglichen Reklamecharakter und bilden einen äusserst modernen, künstlerischen Strassenschmuck.

Die Graphik hat in Polen aber noch ein anderes Betätigungsfeld: den Buchschmuck. Und dieser steht in nichts der Qualität der Plakatgraphik nach. Vor allem muss man die vielen wunderbaren Kinderbücher erwähnen, die beinahe an jeder Strassenecke in den staatlichen Kiosken zu kaufen sind (ungefähr zum Preis unserer Kitschheftchen). An den Kiosken bekommt man auch die unzähligen, graphisch schön gestalteten Glückwunschkarten. Ebenso vorzüglich ist die graphische Gestaltung der vier bedeutendsten, wöchentlich erscheinenden Literatur- und Kulturzeitschriften. Schliesslich sind auch noch die Briefmarken zu erwähnen, besonders eine neue Reihe mit antiken Schiffen.

Dass die polnische Graphik durch ihre besten Arbeiten internationale Bedeutung erlangt hat,

Ein Blick auf Polens Wirtschaft oder ein undogmatischer Marxist: Oskar Lange

Von miserabel brennenden polnischen Zündhölzchen kann man noch nicht auf ein gleichermassen miserables Wirtschaftssystem schliessen, und umgekehrt lassen sich von einer elektrotechnischen Apparatur von erstaunlicher Qualität und Präzision – weil für den Export bestimmt – noch keine Schlüsse auf ein etwa ebenso exaktes Funktionieren der Wirtschaftsordnung ziehen.

Man reiste nach Polen, der Tatsache gewiss, dass man damit ein Land betrat, dessen Wirtschaft unter der »Fuchtel« der staatlich gelenkten Planwirtschaft steht, einer Wirtschaftsform, die – so wie sie unsere Information darbietet – identisch sein muss mit riesigen Warteschlangen, mit leeren Schaufenstern und mit aufgestapelten Ladenhütern in Warenhäusern. Man hielt also Ausschau nach solchen Manifestationen des Fehlschlages und Irrweges der staatsgeordneten Planwirtschaft. Man fand wenige Warteschlangen, aber Neubauten in bereits erbärmlichem Zustand, und man wusste dennoch nicht, was jetzt ein eindeutiges Indiz für Fehlentwicklung sei und was nicht. Solche Unsicherheit im Urteil sollte notwendigerweise von der rein »statistischen« Analyse der Beobachtungen äusserlicher Unvollkommenheit auch zur Untersuchung des inneren Gerippes, der Entwicklung, der Ordnung des Wirtschaftssystems weiterführen. Ein Unbehagen allerdings beschleicht einen, sofern man versucht, eine »Analyse pure« der Wirtschaft anzustreben, also die Tatsache wegzuschleichen, dass es um die Wirtschaftsform eines Staates geht, der seine Bewoh-

ner dar, denn wenn er auf die einschränkenden Massnahmen verzichtete, würde der kirchliche Einfluss auch wieder zu gross.

Unter den polnischen Katholiken trifft man jedoch nicht nur mittelalterlich anmutende Fanatiker, sondern hier und da auch sehr vernünftige Köpfe, die die Problematik unserer Zeit begriffen haben und sich um Gespräch und Zusammenarbeit mit dem Staat bemühen (ich hatte Gelegenheit, einen Parlamentarier dieser Richtung kennenzulernen und zu sprechen). Sie haben jedoch einen schwierigen Stand zwischen den Fronten: Von der eigenen Seite als Verräter betrachtet, begegnen sie auf der anderen Seite einem erheblichen Misstrauen.

Eines der grössten Probleme Polens ist der Geburtenüberschuss. Polen steht in dieser Hinsicht an der Spitze der europäischen Länder. So droht der jährliche Zuwachs von etwa einer halben Million Menschen die wirtschaftliche Wachstumsrate ständig aufzubrechen. Eine Redaktorin der »Tribuna Ludus« erklärte mir, dass sich der grosse Einfluss der Kirche in dieser Frage am deutlichsten zeige. Zum Beispiel werden Apotheker und Drogisten von der Kirche zur »frommen Ligax aufgefodert, gegenüber anfragenden Kunden ihren Vorrat an Empfängnisverhütungsmitteln zu verleiern. Die sehr religiösen unter meinen Gesprächspartnern sprachen mit grosser Empörung nur von den Morden an ungeborenen Kindern; wenn ich dann darauf hinwies, dass die Schwangerschaftsunterbrechung eine Notlösung und das eigentliche Ziel die Empfängnisverhütung bzw. Familienplanung sei, suchten sie möglichst rasch das Thema zu wechseln. Wie hier abstruse Vorstellungen am Werk sein können, zeigt das Beispiel eines Chemie-Studenten, der meinte, das Schreckliche an der Abtreibung sei nicht, dass ein Menschenleben verunmöglicht würde, sondern dass diese winzigen Wesen nicht getauft seien.

Nach drei Wochen verliess ich Polen mit der Hoffnung, dass die berühmte kleine Stabilisation vor allem eine Ernüchterung sei, aus der wieder schöpferische Kräfte für eine Lebensgestaltung in humanistischem Sinn erwachsen könnten.

Annemarie Kaiser, phil I

wusste ich schon vor dieser Reise. Erstaunlich ist aber, dass neben dem vielen Guten fast nirgends wirklich Schlechtes oder Geschmackloses zu finden ist.



ner nicht in den vollständigen Genuss gewisser Freiheitsrechte kommen lässt. Ganz gewiss ist es unmöglich, auf ein Wirtschaftssystem zu blicken, ohne die Staatsform zu berücksichtigen, die jenes gerade bestimmt. Aber man müsste zu Beginn vielleicht das Vorurteil ablegen, wonach ein Staat, der seine Freiheiten ungerecht verteilt, auch ungerecht und damit in jedem Fall falsch wirtschaften wird; es wird auch ohne diese Annahme noch genug Material zu finden sein, um die Krieger der kalten Fronten mit Argumenten einzudecken...

Voraussetzen darf man vielleicht das Wissen darüber, dass Hand in Hand mit der Entstalinisierung auch der Hahn jenes Sprechrohrs ein wenig geöffnet wurde, an welchem einige östliche Wirtschaftstheoretiker sitzen, welche zu einer Veränderung in der erstarrten Wirtschaftsorganisation der Planwirtschaft aufgerufen.

Ich brauche heute nur den Namen »Libermann« in die Diskussion zu werfen, und schon höre ich die wohlgefällige Bemerkung: »Ach, das ist ja derjenige, der da so ein bisschen Kapitalismus in den Kommunismus reingebracht hat...« – Und erzähle ich einem polnischen Genossen, dass auch die »westliche« Wirtschaftsordnung nicht mehr im »Laissez-faire« dahinkapitalisiert, sondern sich zu äusserer Rahmenplanung und einer weitestgehenden Konzipierung der Wirtschaftspolitik durchgerungen hat (wobei wir als Schweizer uns dessen bekanntlicherweise noch nicht rühmen können), so tönt es aus dem Walde heraus: »Da sieht man ja geradezu, wie der Kapitalismus beim Sozialismus

in die Lehre gegangen ist. Das ist ja der direkte Kniefall vor der Planwirtschaft... «Der souveräne Leser wird wohl merken, wo die beiden – der »Genosse« und »bürgerliche Kapitalist« – fehlen.

Wer sich nun dem Studium der polnischen Wirtschaft widmet, muss früher oder später über den Namen jenes Mannes stolpern, der die »berühmten« Ideen des Professors Libermann schon »vor der Zeit« proklamierte: Oskar Lange.

Er ist eigentlich Dozent für Wirtschaftswissenschaften in Warschau, hat aber seiner Stimme schon solches Gehör verschafft, dass er im ZK und im Staatsrat sitzt und hauptsächlich den polnischen »Ökonomischen Rat« präsidiert. Man spricht ihm die Rolle der grünen Eminenz in der polnischen Wirtschaftsleitung zu.

Oskar Lange, heute 61 Jahre alt, war der Sohn eines Textilfabrikanten. Dass er schon in früher Jugendzeit sich intensiv mit den Werken der Theoretiker Marx, Engels und Kautsky herumschlug, mag auch noch heute auf seine unverdauliche marxistische Ueberzeugung eingewirkt haben. Seine aktive Betätigung in der sozialistischen Bewegung schon in der Jugendzeit wurde ihm später, nach Studium und Forschung in den Wirtschaftswissenschaften, als Hindernis zu jeglicher Lehrtätigkeit im damaligen Polen in den Weg gelegt. Er emigrierte deshalb 1938 in die USA, wo er an der Universität von Chicago dozierte. Nach 1945 kehrte er nach Polen zurück. Oskar Lange wurde in diplomatische Dienste (USA, Entwicklungsländer) und als Abgeordneter Polens in die Uno gesandt. Er konnte seinen Einfluss erst nach jenem »liberalen Oktober« von 1956 geltend machen. – Man kann also nicht behaupten, dass Lange aus einer Vogel-Strauss-Stellung über den Kapitalismus schreibt; er muss ihn und seine Lehrentwürfe in den 7 Jahren seiner Chicagoer Lehrtätigkeit aufs genaueste kennengelernt haben. Insofern ist man schon eher gewillt, seinen Ideen ein bisschen zuzuhören.

Einige seiner Hauptideen seien nur kurz gestreift: Die Planwirtschaft hat die bittere Erfahrung gemacht, dass der Arbeiter nicht nur aus abstrakt moralischem Interesse (Interesse am Wohl der Gesellschaft) Höchstleistungen erbringt, sondern vorwiegend aus materiellem Interesse. Das hat zur Idee des »Prämien-systems« geführt. Damit gekoppelt soll eine begrenzte Wettbewerbslage der einzelnen Betriebe untereinander geschaffen werden. Jene Unternehmung, die also aus ihrer besseren Konkurrenzlage höhere Betriebsgewinne erzielt, kann aus diesen ihren Arbeitern und Angestellten mehr Prämien ausschütten. Dabei darf aber nie vergessen werden, dass das Eigentum in den Händen der Gesellschaft, also des Staates, bleibt und alle Korrekturen immer innerhalb eines planwirtschaftlichen Systems durchgeführt wer-

den. Solche Massnahmen einer Liberalisierung sollten eigentlich im Ziel der völligen Autonomie jedes Betriebes enden, so wie es Jugoslawien versucht. Der Betrieb sollte sich ganz ohne Kommando von Staat oder Partei selbst verwalten. Das ist das eigentliche Ideal der »Kommune«, die von unten nach oben wirkt – so wie sie Marx in seinen Visionen vorschwebte. Nun kann aber diese Idee nicht verwirklicht werden, wenn beispielsweise nicht auch die Preise von der Unternehmung festgesetzt werden können. Die bisherigen Veränderungen sind nur punktuell durchgeführt worden, d. h. es ist vollständig ignoriert worden, dass sie nämlich auch tiefgreifende Veränderungen im ganzen Wirtschaftssystem verlangen. Das heisst: eine starke Reduktion der Planwirtschaft auf eine Rahmenplanung und damit natürlich der Verzicht auf das Kommando der staatlichen Planungsorgane, d. h. letztlich Verzicht auf Entscheidung und Willensbildung von oben nach unten. Davor schrecken Partei und Staat natürlich zurück. Denn so würde ihre Existenz gefährdet, und es würde das »Absterben des Staates und der Parteidiktatur« (wie Marx es ja ursprünglich forderte) herbeiführen, was gar nicht in den Interessen der Spitzenfunktionäre zu liegen scheint.

Nur schon die Einführung jener »halbliberalen« Zustände hat bei ihnen grosse Verwirrung ausgelöst, weshalb dann auch gleich wieder ein Schritt zurückgetan wurde und die Zügel wieder straffer angespannt wurden...

Ist damit etwa die polnische Entwicklung wieder in ein dogmatisches Fahrwasser geraten? Oder anders gefragt: Hat sich der Enthusiasmus mit dem der »liberale Oktober« 1956 einsetzte – es war damals allerdings eine Rückkehr vom Stalinismus zum Marxismus und keineswegs vom Kapitalismus –, in die Resignation der »kleinen Stabilisierung« zurückgezogen? Die idealen Ziele, die in jenem Oktober postuliert wurden (wie beispielsweise die vollständige Selbstverwaltung der Betriebe, die Dezentralisierung von der Staatswirtschaft zur Kommunalwirtschaft), sind an den Schwierigkeiten ihrer Realisierung gescheitert, weil, wie A sagte, nicht auch B sagen wollte.

Als Hoffnung bleibt, dass Lange, Bobrowski und andere der polnischen Wirtschaftstheoretiker, deren Lösungsvorschläge – ähnlich wie bei uns – gar nicht oder nur unvollkommen verwirklicht werden, doch zu ihrem Einfluss gelangen, damit eine mögliche Demokratisierung Polens nicht in der bisher nur »atmosphärischen« Liberalisierung steckenbleibt.

Auf jeden Fall wird es weniger nützen, wenn diese Vorgänge mit Hohngelächtern bedacht werden, als wenn wir jene wirtschaftspolitischen Experimente, die für uns gratis durchgeführt werden, mit Interesse beobachten. Samuel Müri, oec

Einige Beobachtungen zum Bauwesen in Polen

Die Spuren des Zweiten Weltkriegs sind in Polen an den Bauwerken am leichtesten sichtbar: Zum Teil zerstörte die deutsche Wehrmacht auf ihrem Rückzug planmässig, was zerstört werden konnte, teilweise war die Zerstörung eine Folge der direkten Kampfhandlungen. Nach dem Krieg demontierten die Russen einen grossen Teil der restlichen polnischen Industrie und verbrachten die Anlagen nach Russland. Uebrig blieb ein verüstertes Land, das 38% seines Nationaleigentums und ein Drittel des Wertes seiner industriellen Anlagen verloren hatte. (Zum Vergleich: Frankreich verlor 1,5% seines Nationaleigentums.)

Um ein einigermaßen normales Leben zu ermöglichen, galt es deshalb, wenigstens das Dringendste aufzubauen: Wohnhäuser und die aller-nötigsten Fabriken. Zu den schon vorhandenen Problemen gesellte sich ein neues, indem die gewaltige Bevölkerungsexplosion nach dem Krieg (sie dauert bis heute an) das Bedürfnis nach Wohnungen zusätzlich steigerte. Heute ist die Lage noch immer nicht normal, nicht zuletzt deshalb, weil das Fehlen einer freien Wirtschaft und Industrie den Aufbau verlangsamt. Gerechterweise muss auch erwähnt werden, dass Polen keine Hilfe durch den Marshall-Plan zuteil wurde.

Trotz dieser ungeheuren Schwierigkeiten wurden nicht einfach gedankenlos Häuser errichtet, sondern die Polen erfassten die Gelegenheit und begannen die Städte systematisch zu modernisieren. Erhaltenes wurde wieder renoviert oder neu aufgebaut (z. B. die Warschauer Altstadt), und die Stadtbilder werden durch Plätze und Grünanlagen aufgelockert, an Stellen, wo vor dem Krieg ganze Quartiere standen. Leider wirkte sich bei dieser Modernisierung die Ideologie fatal aus, denn bis 1956 wurde im Stil des sogenannten »sozialistischen Realismus« gebaut. Dieser Stil, geprägt durch den Zug zum Monumentalen, ist oft vermischt mit »Zuckerbäckerwerk« und wirkt kalt. Ueberdimensionierte Pfeiler, verschwenderische Treppenhäuser scheinen dazu in einem Land, das einen solchen Mangel an Wohnraum aufweist, paradox. Nach 1956 änderte sich der Baustil frappant und entspricht an den neuesten Bauten unseren westlichen Auffassungen. Die Polen äussern sich heute selber abschätzig über den »sozialistischen Realismus«!

Der Aufbau erfolgt nicht im ganzen Land gleichmässig. Gebaut wird zwar überall, aber mit deutlichen Qualitäts- und Intensitätsunterschieden. Diese Differenzierung besteht nicht nur regional, sondern findet sich auch innerhalb der Städte, z. B. in Warschau, wo erhebliche Kontraste zwischen der Innenstadt und den Aussenquartieren bestehen.

Die Leistungsfähigkeit der Bauidustrie wird durch folgende Faktoren bestimmt:

- die vorhandenen Arbeitskräfte
- das vorhandene Material
- das zur Verfügung stehende Kapital
- die zur Verfügung stehenden Maschinen.

Da Polen mehr als genug Arbeitskräfte auf-

weist, sollte der erste Punkt keine Probleme bieten. Wie mir aber in Gesprächen versichert wurde, fehlen qualifizierte Arbeiter, die eine den westlichen Normen entsprechende Qualitätsarbeit leisten. Dort, wo sie vorhanden sind, tritt ein anderes Problem auf: das mangelnde Interesse des Arbeiters an seiner Arbeit, das durch das politische und in dessen Folge durch das Lohnsystem bewirkt wird! (Die Arbeiter werden nicht nach Leistung bezahlt.) Auf die Auswirkungen werde ich weiter unten nochmals zu sprechen kommen.

Material und Kapital sind sehr knapp und bilden den grössten Engpass. Erschwerend für einzelne Bauvorhaben ist zusätzlich folgende Erscheinung: Nehmen wir an, in einem Bezirk soll eine Schule gebaut werden. Die Lokalbehörden reichen das Projekt an die vorgesetzte Amtsstelle weiter, der Weg führt bis nach Warschau. Jede Amtsstelle versucht, am Projekt Sparrmassnahmen anzuwenden, und bringt deshalb Änderungen an. Hat es endlich seinen Leidensweg hinter sich, wird es also an seinen Planer zurückgesandt, so besteht dessen Kunst nun darin, mit den stark gekürzten Mitteln ein Gebäude aufzustellen, das den ursprünglichen Anforderungen trotzdem genügt.

Baumaterialien besitzen in Polen fast Seltenheitswert. Betonmischer, Kräne, Bulldozer usw., Maschinen, die im Westen Selbstverständlichkeiten sind, konnte ich auf Baustellen praktisch fast nicht finden. So werden die Montageeile ganzer Hochhäuser nur mit Aufzügen aus Holz an Seilwinden gefördert. Einzig bei Erweiterungsbauten der Schwerindustrie ändert sich das Bild etwas.

Eine Leistungssteigerung der Bauidustrie dürfte meines Erachtens nur durch eine enorme Mechanisierung, die vermehrte Ausbildung guter Facharbeiter und die Einführung eines Leistungslohnsystems möglich sein.

Betrachten wir nunmehr den Wohnbau etwas näher: Die meisten grösseren Siedlungen, das heisst diejenigen, die nach 1960 erstellt wurden, präsentieren sich als Ganzes recht ansprechend. Zahlreiche und weite Grünflächen, Farben und verschiedene Gruppierungen derselben Elemente ergeben ein abwechslungsreiches Bild. In krasserem Gegensatz dazu stehen die Wohnkolonien, die vor 1956 im schon erwähnten Stil des sozialistischen Realismus gebaut wurden: Monotone, kasernenartige Anhäufungen von Wohnblöcken, keine Farben, keine Grünanlagen, im ganzen ein düsteres Bild (z. B. Neue Tichy).

Die Wohnblöcke werden ausnahmslos aus vorgefertigten Betonelementen aufgebaut, die in grossen Serien für ganze Regionen gegossen werden. Erst an den allerneuesten Bauten ist eine grössere Individualität sichtbar. Ein Professor für Baustatik in Warschau versicherte mir, dass die Elemente möglichst genau berechnet würden, um so Material zu sparen. Die Stahleinlagen im Beton werden dabei (entsprechende Qualitäten verglichen) durch wesentlich höhere Spannungen beansprucht als bei uns. Ob das bei der im allgemeinen schlechten Betonqualität und bei glatten Armie-



rungeisen sinnvoll ist, scheint mir fraglich. Vielmehr, glaube ich, versteckt sich hinter diesem Argument der Mangel an Armierungsstahl, der eben auch dazu führt, dass in grossen Mengen glatte Eisen gewalzt und verwendet werden. Die Qualität der Betonelemente ist nicht gerade überzeugend: Abgebrochene Ecken an Elementen in eben fertiggestellten Häusern, grosse Schwindrisse usw. bestätigen diese Ansicht. Um Zeit und Zement zu sparen, werden zahlreiche Häuser nicht verputzt, obwohl das ursprünglich vorgesehen war. Ist jedoch ein Verputz vorhanden, so treten bald einmal grosse Schwindrisse auf, und er beginnt abzubrückeln. Der schon zitierte Professor erklärte dazu, der Zement sei bis vor kurzem nicht in der gewünschten Qualität erhältlich gewesen. Dasselbe gelte auch für Isolationsmaterialien zur Ausbildung von Fugen.

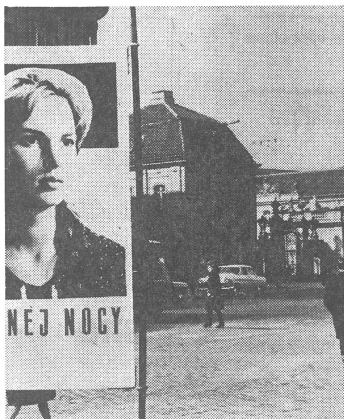
Bei der Fahrt durch Schlesien wie auch in andern Gebieten fallen die zahlreichen neuerrichteten Backsteinhäuser auf. Der Backstein wird im Mauerwerk in regelmässigen Abständen durch trapezförmige Giessbetonscheiben unterbrochen, deren Funktion nicht so genau ersichtlich ist. Vermutlich geht es darum, Zeit zu sparen. Das Aeusserere dieser Häuser bleibt ebenfalls unverputzt, so dass sie etwa wie eine im Robbau erstellte Arbeitersiedlung in der Schweiz aussehen.

Industrieanlagen bekamen wir nicht allzu viele zu Gesicht. Die Polen fassen die Produktionsstätten zu Kombinatzen zusammen, die für Fremde nicht leicht zugänglich sind. Was uns in »Nowa Hutka« und an anderen Orten gezeigt wurde, sieht in der baulichen Anlage wie Fabriken im Westen aus, die vor 1939 erbaut wurden. Die Qualität der Industriebauten scheint diejenige der Wohnbauten zu übertreffen.

Polen hat zahlreiche Hochschulen mit den entsprechenden Studentensiedlungen errichtet. Für

Warschau

Das 1596 durch König Sigismund III. zur Hauptstadt Polens erklärte Warschau hat eine Leidensgeschichte hinter sich wie kaum eine andere Hauptstadt in Europa. Im 17. Jh. wurde es von Schwedischen, im 18. Jh. von sächsischen, russischen und preussischen Truppen ausgeplündert und niedergebrannt. Im 19. Jh. wurden insgesamt sechs Aufstände im Blute erstickt. Ueberaus tragisch war das Schicksal Warschaus im Zweiten Weltkrieg. 1943 ist das Jahr der gnadlosen Ausrottung der Juden im Ghetto, die einen verzweifelten Aufstandsversuch unternommen hatten. 1944 folgte der Aufstand der Warschauer Bevölkerung gegen die Naziherrschaft, der von den SS-Scheren gegen hartem Kampf niedergeschlagen wurde, wobei die sowjetischen Truppen vom östlichen Weichselufer herüber monatelang tatelos zusahen, wie die Aufständischen langsam ausbluteten. Lebten vor dem Krieg 1,3 Millionen Menschen in Warschau, waren es bei Kriegsende noch lediglich 220 000, die in den ausgebrannten Ruinen hausten. Heute beherbergt Warschau wieder 1 Million Menschen, die durchwegs in neuen Häuserblocks Wohnung finden. Ueberhaupt ist der Wiederaufbau der polnischen Metropole eine erstaunliche



und beeindruckende Leistung. Das ganze polnische Volk hat durch finanzielle Opfer zur Wiederaufbau Warschaus aus den Ruinen beigetragen: Jahrelang wurden jedem 10% des Lohnes hierfür abgezogen, und noch heute wird sogar in Schulen für schwachbegabte Kinder Geld zum selben Zweck gesammelt, was in diesem Falle allerdings mehr symbolischen Charakter hat.

Das heutige Stadtbild wird beherrscht von 230 m hohen Kulturpalast, der ein Geschenk der Sowjetunion sein soll. Dieses Bauwerk beherbergt 3 Theater, 4 Kinos, einen Kongressaal mit 3000 Sitzen, ein Hallenschwimmbad, ein Museum der Technik, einen sog. Jugendpalast, ein Fernsehzentrum usw. Jährlich lassen sich eine Million Besucher von 1–12 Lifts (je nachdem, wie viele gerade funktionieren) auf die obere Plattform fahren, von von dort die einzigartige Rundschau zu geniessen. Gegen Osten, im durch vier zum Teil bewachten Brücken verbundenen Stadtteil Praga, erblickt man das 100 000 Personen fassende Stadion. Gegen Norden das wichtig gebaute Opernhaus, dahinter die nach alten Plänen wieder aufgebaute Altstadt, wohl das Schmuckstück Warschaus. Hätte das menschliche Auge ein grösseres Aufbesserungsvermögen, würde man zwischen den Hochhäusern weiter entdecken: 74 Kinos, 26 Theaterhäuser, 6 Stadien, 7 Hallenbäder, das monumentale, mit Spruchbändern verhängte Parteigebäude, einige stets von gottsuchenden Menschen besuchte Kirchen usw. Die Liste kann hier nicht vollständig sein. So schnell kann es in Warschau keine Langeweile geben. Und doch, beginnt man mit anderen europäischen Grossstädten zu vergleichen: Wo ist das Stadtzentrum? Wo gibt es ein Geschäftsviertel? Wo sind die die Nacht belebenden Lichtreklamen einer Grosstadt? Wo soll der in einem der 12 (!) Hotels enquartierte und nicht Polnisch verstehende Tourist Unterhaltung finden? Die Möglichkeiten sind beschränkt, was allerdings verständlich ist, hatten doch die Polen bislang keine Zeit, keine finanziellen Mittel und auch auf Grund der politischen Situation praktisch keine Möglichkeit, sich mit Touristen zu beschäftigen. Darüber vermögen keine auch noch so schönen Prospektive hinwegzutäuschen. Vergleicht man aber das Stadtbild von 1945 mit dem von 1965 (sofern vor 20 Jahren überhaupt noch von einem Stadtbild gesprochen werden konnte), so versteht man den Stolz der Warschauer auf ihre neue Stadt und kommt auch nicht ohne eine gewisse Bewunderung an der Tatsache dieser enormen Aufbauleistung vorbei.

Klaus Eichenberger III/6

Carlo von Ah III. B

GAULOISES



Sind sie der Gauloises Typ?

(jung, weil unbeschwert)

War es nicht erst gestern, dass Sie zu zweit im Wind spazieren gingen? Dass Sie eine glückliche Stunde lang spürten, wie jung Sie sind... jung im Herzen, begeisterungsfähig, unbefangen?

Ja, Sie gehören zu den unkomplizierten, die nie etwas «dabei» finden, mit denen man frei

über alles sprechen kann, die sich für alles Schöne und Echte begeistern können. Für alles Echte – echt wie die Gauloises, die dazugehört.

GAULOISES – ORIGINAL TABAC DE FRANCE. REIN, REICH, UNVERFÄLSCHT. UN PLAISIR SANS EGAL. FÜR ECHE TE RAUCHER!

G 65/1 P

Aus Anlass des

20jährigen Bestehens

meiner Firma erhalten

15 Juristen

die mir bis 31. Juli 1965 den Auftrag zum Druck ihrer Dissertation erteilen, Gelegenheit, die Druckkosten ganz oder teilweise durch Mitarbeit an der Schweizer Rechtsbibliographie (Heimarbeit) abzuverdienen.

Interessenten sprechen mit dem Manuskript ihrer Dissertation vor bei **Dr. H. Christen**

Juris-Druck

und

Juris-Verlag

Basteiplatz 5 (2 Minuten vom Paradeplatz), Zürich 1
Tel. (051) 27 77 27 und 27 77 47



FREIHOFER
Buchhandlung
für
Technik und
Wissenschaft

Universitätstr. 11
Zürich 6

Tel. 47 34 32

Suchen Sie zusätzliches Einkommen oder einen neuen Arbeitsplatz?
Wir bieten:

interessante, nächtliche Kontrollarbeit voll- oder nebenamtlich.

Guter Lohn.
Arbeitsgebiet: vorwiegend Industrie, Handel und Gewerbe in Zürich und Umgebung.
Wir suchen:
kräftigen, zuverlässigen, gesunden Mann, wenn möglich Autofahrer mit eigenem Kleinwagen. Auch Velo- oder Mopedfahrer können berücksichtigt werden. Angemessene Fahrzeugentschädigung.
Sind Sie unser künftiger Mitarbeiter?

Wer-da

Wach-Schliess-Kontroll AG. Zürich
Lavaterstrasse 44 Telefon 051/238555



Kugellager und Rollenlager

das Schweizer Präzisionsfabrikat für den gesamten Fahrzeug- und Maschinenbau

SRG Kugellager Verkaufsbüro Zürich

der Kugellagerwerke J. Schmid-Roost AG
Telefon (051) 25 89 66
Nüscherstrasse 31

Zürich
Institut **Minerva**

Repetitionskurse:
Vordiplome ETH und Propädeutikum für Mediziner

Maturität **ETH**
Handelsschule Arztgehilfenschule

Das Land des Ganges

Technische Daten

Indien, auch Bharat genannt, ist flächenmässig als das siebtgrösste Land der Welt bekannt; in der Zahl seiner Einwohner (439 Millionen laut Statistik 1961) nimmt es bereits den zweiten Platz in der Weltordnung ein. Die Bevölkerungszunahme beträgt 2,16% pro Jahr. Hierbei wäre noch interessant zu wissen, dass die Einwohner zu 82,16% aus Dorfbewohnern und lediglich zu 17,84% aus Städtebewohnern zusammensetzen, wobei auf 1 qkm 150 Einwohner entfallen, was eine Bevölkerungsdichte wie in der Schweiz ist.

Indien misst insgesamt eine Fläche von 3 288 376 qkm. Vom Süden bis zum Norden, also von Kaschmir bis Cape Comorin am Indischen Meer, beträgt die Entfernung ca. 3218 km, während diejenige vom Osten zum Westen ca. 2 980 km beträgt. Die Landgrenze misst 15 200 km und die Meeresgrenze 5 670 km.

Klima und Wetter

Indien kennt wie Europa vier Jahreszeiten. Die Monate Dezember bis März sind die kältesten, von April bis Juni ist das Klima sommerlich, während in den Monaten Juli bis September eine Regenzeit (Monsun) eintritt. Die Herbstmonate Oktober und November sodann bedeuten die Beendigung dieser Regenperiode.

Bevölkerung

Die Bevölkerung Indiens setzt sich aus sechs Rassen zusammen (nach Dr. B. S. Guha, Direktor der Anthropologieabteilung), und zwar:

1. *Negrito*, asiatischer Abstammung, heute die am geringsten vertretene Rasse;
2. *Proto Austroloids*, teils australischer, teils europäischer Abstammung, meist in Ostindien ansässig;
3. *Mongoloid Group*, vorwiegend in gebirgsreichen Gegenden von Nord- und Nordostindien ansässig, wiederum in zwei Klassen geteilt, und zwar a) Tibeto-Mongoloide, b) Palaeo-Mongoloide;
4. *Mediterranean Group*, die Urbevölkerung Indiens, Vertreter der sog. Pre-Aryan-Dravidian-Kultur;

5. *Western Brachycephals*, die sich aus folgenden drei Rassen zusammensetzen: a) Alpinoid, b) Dinarik, c) Armenoid (hierzu gehören auch die Parsis aus Bombay). Diese Bevölkerung kommt aus Zentralasien und hat sich im Laufe der Zeit über grosse Teile Indiens verteilt.

6. *Nordics*, Träger der altindischen Hindu-Kulturen, wiederum teils asiatischer, teils europäischer Abstammung; ca. 1000 Jahre v. Chr. kamen die Nordics nach Indien und bilden dort heute die höhere Kaste, wohnhaft sind sie grösstenteils in Nordindien.

Sprachen

Die meisten indischen Sprachen gehören zur indogermanischen Gruppe. Nach der indischen Verfassung existieren 14 offizielle Sprachen, nämlich

- | | |
|--------------|--------------|
| 1. Hindi | 8. Malayalam |
| 2. Urdu | 9. Marathi |
| 3. Assamese | 10. Oriya |
| 4. Bengali | 11. Punjabi |
| 5. Gujarati | 12. Sanskrit |
| 6. Kannada | 13. Tamil |
| 7. Kaschmiri | 14. Telugu. |

Gemäss der Verfassung sind Hindi die offizielle Nationalsprache in Devnagri-Schrift. Sie ist neben Mandarin (China) und Englisch die am meisten gesprochene Sprache der Welt. Sie enthält daher sehr viele Dialekte. Ca. 40% der Bevölkerung Indiens sprechen Hindi (gegenüber 15% der zweithäufigst gesprochenen Sprache). Hindi war daher für die von der indischen Regierung zur Förderung der nationalen Einheit gesuchte Landessprache die nächstliegende. Die Schwierigkeiten dieses Jahres haben jedoch gezeigt, dass Hindi unter der Bevölkerung noch nicht genügend verbreitet ist, so dass nun Englisch bis zum Zeitpunkt als Amtssprache bestehen bleibt, wo das ganze Volk Hindi verstehen wird. Die Schweiz hat, wie man gerne sagt, mit nur 5 Millionen Einwohnern 4 Nationalsprachen. Man vergisst aber dabei, dass nur 24% der Gesamtbevölkerung Indiens (wovon 34,5% Männer und 13% Frauen) lesen und schreiben können, gegenüber 100% in der Schweiz. Eine einheitliche Sprache ist auch deshalb in der Schweiz nicht notwendig, da schon auf relativ niedriger Schulstufe der Fremdsprachenunterricht intensiv ge-

pflegt wird. In Indien ist die Einführung einer einheitlichen Sprache zur Förderung einer besseren Verständigung im Volke unerlässlich.

Regierungsform

Indien ist das grösste demokratische Land der Welt. Es wurde am 26. Januar 1950 zur Republik erklärt. Indien teilt sich auf in 16 Gliedstaaten und in 9 Staaten mit einer Zentralregierung. Jeder indische Staatsbürger, der das 21. Lebensjahr vollendet hat, ist berechtigt, an der Wahl der Regierung teilzunehmen (Frauen sind in Indien ebenfalls stimmberechtigt).

Exekutive: Die Mitglieder der Union Executive setzen sich zusammen aus dem Präsidenten, dem Vizepräsidenten und dem Ministerrat (Council of Ministers) mit dem Premierminister.

Der Präsident muss bei seiner Wahl das Mindestalter von 35 Jahren erreicht haben. Er wird durch die Mitglieder der beiden Häuser des Parlaments (Lok und Rajya Sabha - etwa dem National- und Ständerat entsprechend) sowie durch diejenigen der Legislative Assemblies der Gliedstaaten gewählt. Seine Amtszeit dauert 5 Jahre. Darnach kann er zweimal wiedergewählt werden. Er ist der Oberbefehlshaber der indischen Armee und kann Parlament und Assemblies auflösen. Ein neues Gesetz, das vom Parlament verabschiedet wurde, tritt erst in Kraft, wenn es der Präsident unterzeichnet hat, wobei er ein zweimaliges Vetorecht besitzt.

Der Vizepräsident wird ebenfalls durch die beiden Häuser des Parlaments gewählt. Er ist zugleich der Vorsitzende des Rajya Sabha (Ständerat). Wie der Präsident muss auch der Vizepräsident bei seiner Wahl das Alter von 35 Jahren erreicht haben und in der Lage sein, Mitglied des Rajya Sabha zu werden. Er ist der Vertreter des Präsidenten, und seine Amtszeit beträgt ebenfalls 5 Jahre, wonach auch er zweimal wiedergewählt werden kann.

Ministerrat: Der Premierminister ist der Vorsitzende des Council of Ministers. Er unterstützt den Präsidenten in seiner Amtstätigkeit. Der Ministerrat genießt das Vertrauen von Lok und Rajya Sabha.

Council of States (Rajya Sabha): Er zählt 250 Mitglieder, deren Wahl indirekt erfolgt, d. h. durch die Mitglieder der Legislative Assemblies der Staaten. Um stets einen «frischen Wind» in dessen Gefüge wehen zu lassen, wird ein Drittel der Mitglieder jedes Jahr neugewählt, und ein weiteres Drittel tritt nach Ablauf des zweiten Jahres zurück.

House of People (Lok Sabha): Es enthält ca. 500 Mitglieder (z. Zt. 516). Diese werden direkt durch die verschiedenen Bezirke, in welche die Staaten unterteilt sind, gewählt (wegen der grossen Zahl der Analphabeten werden in diesen Bezirken Wahlmänner ernannt). Die Amtszeit dauert 5 Jahre. Der Präsident besitzt das Recht, einige Mitglieder persönlich zu nominieren.

Legislature: Jeder Staat besitzt eine gesetzgebende Behörde, die aus einem Gouverneur (vom Präsidenten nominiert) und zwei Häusern besteht, die vom Volke gewählt werden:

- a) *Legislative Assembly*: Jeder Staat besitzt diese Behörde, die maximal 500 und minimal 60 Mitglieder zählen kann. Wahlen finden ebenfalls alle 5 Jahre statt. Die Mitglieder werden direkt vom Volke gewählt.
- b) *Legislative Council*: Dieser Rat existiert nicht in allen Staaten. Er darf nicht mehr als 1/3 der Mitglieder der Legislative Assembly und nicht weniger als 40 enthalten. Diese werden nicht durch das Volk gewählt, sondern durch die Legislative Assembly selbst, die Wahlmänner der Bezirke und durch Professoren und andere Akademiker.

Erziehungssystem

Die unterste Stufe des Erziehungsprozesses bilden die Nursery Schools (wie hier die Kindergärten) für die 3-6-Jährigen, darauf folgt die Primary oder Elementary School (6-11), deren Besuch - ausgenommen in einigen Staaten - wegen des Mangels an Lehrern und Schulen noch nicht obligatorisch ist. Die Sekundarschule zerfällt in zwei Kategorien: Junior High School (11-14) oder High School (11-16) und, wie diese in einigen Staaten genannt wird, die Higher Secondary School für 11 bis 17-Jährige. Im allgemeinen folgt darauf die »intermediate«-Erziehung von 16-18 Jahren. Darnach können die Schüler in ein College oder eine Universität eintreten, die dann die Jahre von 18 bis 24 umfassen und mit einem Bachelor Degree, z. B. Bachelor of Science (B. Sc.), oder einem Master's Degree, z. B. Master of Science (M. Sc.), abgeschlossen werden können.

Statistik über Schulen

Indien zählte 1961/62 685 938 Schulen und 53 901 000 Schüler. Von diesen Lehranstalten sind 117 Technische Hochschulen und 250 dem HTL oder einem schweizerischen Technikum ähnlich.

In den Hochschulen und Universitäten werden lokale Sprachen gesprochen; ausser in technischen und wissenschaftlichen Fächern. In allen Landes-teilen, in denen nicht Hindi gesprochen wird, ist dieses jedoch zu lernen (in den unteren Schulstufen obligatorisch). Studenten, deren Muttersprache Hindi ist, haben dafür eine andere, südindische Sprache zu lernen. Die meisten Prüfungen werden vorläufig jedoch auch in Hindi gesprochenen Landesteilen noch auf englisch gehalten. (Wird eine Prüfung in Hindi abgelegt, so ist nebenbei noch eine zusätzliche Prüfung in Englisch zu absolvieren.)

Studentische Organisationen

An jeder Universität gibt es Fachvereine (wie AMIV) und ein »College Parliament« (ähnlich VSETH), das Schülern und Studenten einen Einblick in die Struktur und Tätigkeit des indischen Parlaments vermitteln soll. Jedes Jahr wählt die Universität ihre Vertreter (DC-Mitglieder), und diese sodann ernennen einen Premierminister oder

Präsidenten. In den meisten Fällen ist der Vorsitzende dieses Parlaments der Rektor der Universität oder ein anderer Professor. Innerhalb des Vereins werden zwei Parteien gebildet, die Partei des Premierministers und eine Oppositionspartei, für welche ein Oppositionsleiter ernannt wird. Der Präsident selbst wählt für sich einen Mitarbeiter (nicht wie beim VSETH durch DC gewählt). Der Präsident oder Premierminister wird jedes Jahr gewählt.

Im Jahre 1958 wurde der National Council of University Students of India (NCUSI) gegründet (wie VSS), zu welchem noch eine Parallelorganisation existiert, die sich hauptsächlich politisch betätigt.

Gesundheit

Das folgende ist eine Gesundheitsstatistik in Promille:

Jahr	Geburten	Todesfälle
1951	24,9	14,4
1958	22,3	11,5
1960	22,8	10,0
1961	27,7	11,4

Laut Statistik gibt es in Indien 100 598 Aerzte, 32 005 Krankenschwestern, 35 798 Hebammen und 3 681 Zahnärzte (laut Statistik 1959). Zur Zeit existieren 79 medizinische und 13 zahnärztliche Colleges sowie 11 andere Institutionen zur Ausbildung auf dem Gebiet der Allopathie. Die Aufnahmekapazität dieser Lehranstalten betrug 1962 10 000 gegenüber nur 3600 im Jahre 1952. Die durchschnittliche Lebenserwartung (1951-60) ist in Nordindien am höchsten. Sie beträgt 49,6 Jahre für Männer und 44,6 für Frauen, gegenüber der tiefsten in Zentralindien mit 39,8 für Männer und 38,8 für Frauen.

Ziele des dritten Fünfjahresplanes

Erhöhung des Nationaleinkommens um mehr als 5 Prozent jährlich; Autarkie bei der Versorgung mit Brotgetreide und erhöhte landwirtschaftliche Produktion, um den Erfordernissen der Industrie und des Exports nachzukommen; Ausbau der Grundindustrien wie Stahl, chemische Industrie, Brennstoff und Energie sowie die Errichtung eines leistungsfähigen Maschinenbaus.

Religionen

In Indien sind alle Religionen rechtlich gleichgestellt, und es ist ihnen erlaubt, wichtige Feiertage offiziell zu feiern. Die bedeutenden Religionen sind:

Hindu	83,51%
Mohammedaner	10,69%
Christen	2,44%
Buddhisten	0,74%
Sikh	1,79%
andere	0,83%

Vijay Kumar Singh, mach. ing.

London ist auch eine Reise wert

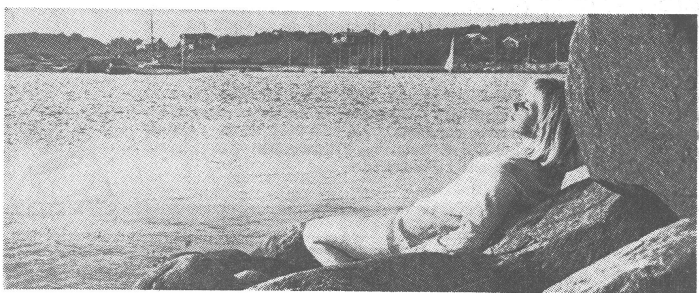
Ueber London und die Briten sind eine ganze Menge Gerüchte im Umlauf, die meist von Englischlehrern in die Welt gesetzt worden und zum grössten Teil völlig unhalbar sind. Da soll es doch tatsächlich schweizerische Gymnasianten geben, die allen Ernstes glauben, London werde ausschliesslich von Leuten bevölkert, die zum Frühstück die Times lesen und dann schwarz behutet in der City gekiegenen Geschäften nachgehen. Solche Herrschaften gibt es ja auch. Aber im grossen ganzen sind die Londoner doch ein viel bunteres Volk, als es in einschlägigen Englischlehrmitteln beschrieben ist. In Londons Parks beispielsweise herrscht im Sommer ein so ungezogenes Leben, dass biedere Schweizer aus dem Staunen nicht herauskommen.

Die Parks machen übrigens einen Aufenthalt in London auch bei sommerlicher Hitze erträglich. Im Hyde Park kann man beispielsweise baden, und im Regents Park sind Segelboote zu mieten. Das Spannende an einer Segelpartie auf dem Parkteich liegt darin, dass man sich bemühen muss, mit dem Mast nicht in den Gabeln der Bäume stecken-zubleiben.

Die Schenswürdigkeiten Londons zählt jeder gebildete Schweizer im Schlaf auf: Buckingham Palace, Westminster Hall, Piccadilly Circus, Tower, Marble Arch, Horse Guards, St. Paul's usw. Man weiss auch, dass besonders Kulturbefis-sende die National Gallery und die Tate Gallery, das British Museum und Covent Garden nicht verpassen dürfen. A propos Theater und Konzerte: Im Royal Court Theatre wurde erst kürzlich das neueste Stück von John Osborne (Blick zurück im Zorn) aufgeführt. Titel: A Patriot for Me. In der Hauptrolle: Maximilian Schell. Henry Wood Promenades sind nicht etwa Heine Waldspaziergänge, wie der Laie glauben könnte, sondern Sommerkonzerte in der Royal Albert Hall. Eine Attraktion des Londoner Konzertlebens, die sich dadurch auszeichnet, dass die Eintrittspreise niedrig sind, das künstlerische Niveau aber hoch ist. Es soll andernorts Festwochen geben, wo das gelegentlich umgekehrt ist. Wenn man Glück hat, findet man einen Platz in einer Musical-Aufführung, beispielsweise in Lionel Barts »Oliver«. Noch nie von Lionel Bart gehört? Da sieht man einmal mehr, wie wenig man hier auf dem Kontinent Englang kennt. »Oliver« läuft schon sechs Jahre. Agatha Christie's »Mousetrap« allerdings wird schon mehr als doppelt so lang gespielt.

haben wir übrigens schon erwähnt, dass Ferien in London gar nicht so schrecklich teuer sind? Der Schweizerische Studentenreisendienst hat eine ganze Reihe von Gruppen- oder Einzelarrange-ments anzubieten, wobei die unschlagbar günstigen London-Flüge nicht zu vergessen sind. Aus-kunft am SBB-Schalter an der Leonhardstrasse 19.

R. Brolli



Schwedische Gastfreundlichkeit

Nach jahrelangen Vorarbeiten haben die schwedischen Studentenkörpers nun eine Initiative ergriffen, die wohl auch auf andere Studentenkörpers der Welt übergreifen dürfte. Diesen Sommer hat man in allen schwedischen Universitätsstädten - Uppsala, Lund, Stockholm, Göteborg und Umea - einen Empfangsdienst eingerichtet, der es allen nach Schweden kommenden ausländischen Studenten erleichtern soll, ihre schwedischen Kameraden in studentischem Milieu und zu angemessenen Kosten zu treffen.

Was hat also der ausländische Student zu tun, der eine schwedische Universitätsstadt besucht? Ganz gleich, in welcher Universitätsstadt der ausländische Student auch landet, hat er also das eigens für die studierende Jugend des Auslands eingerichtete Empfangsbüro aufzusuchen. Hier nehmen sich schwedische Studenten seiner an, helfen ihm, beraten ihn, zeigen ihm, wo er eine preiswerte Unterkunft findet, wie sie die Organisation vermittelt, sagen ihm, wo er am besten und preiswertesten isst, und stehen ihm auch bei etwaigen persönlichen Problemen, die während seines Schwedenaufenthalts auftauchen können, hilfreich zur Seite. Im übrigen bemüht man sich um einen so perfekten und vielseitigen Touristendienst wie nur möglich.

Die Zimmerpreise des Reception Service liegen weit unter dem schwedischen Durchschnitt. Für rund 8 Kronen bekommt man ein Bett für die Nacht, für 100 Kronen ein eigenes Zimmer auf die Dauer von 14 Tagen.

Der Sinn der Organisation ist natürlich nicht allein, den ausländischen Gast in Empfang zu nehmen. Der Reception Service will einmal den ausländischen Studenten bessere Möglichkeiten bieten, Schwedens Natur und Kultur kennenzulernen.

Man hat deshalb diesen Sommer besondere Clubs eingerichtet, wo die Studenten einen einfachen Imbiss verzehren können, wo sie aber auch die Gelegenheit haben, ausländische Zeitungen zu lesen, Gesellschaftsspiele zu spielen u. a. m. Diese Clubs sind vorzugsweise in den Räumlichkeiten der Studentenkörpers eingerichtet, so dass schon dadurch die echt studentische Atmosphäre gegeben ist.

An bestimmten Tagen finden in den Clubs besondere Studentenabende statt. Dies sind kulturell

betonte Abende mit schwedischem Gepräge, die so zurechtgelegt sind, dass sie für die ausländischen Studenten besonders interessant sind. Auf dem Programm steht u. a. erstklassiger schwedischer Jazz, etwa jazz in folktonem mit dem Pianisten Jan Johansson, der bereits Weltruf genießt und »klassisch« geworden ist. Aber auch ernsthaftige Dinge werden an solchen Studentenabenden geboten. Leitende kulturelle Persönlichkeiten Schwedens beleuchten schwedische Kunst, schwedische Lebensweise, Swedish Design u. a. m. Ein besonderer Reiz haben diese Studentenabende, weil hier für jeden die Gelegenheit besteht, eine Kulturpersönlichkeit zu treffen und wie an einen guten Freund adressierte, aber auch heikle Fragen aufzuwerfen.

Die beste Gelegenheit, schwedische Studenten kennenzulernen, besteht vielleicht doch beim Tanz. Zwei bis dreimal wöchentlich finden in den verschiedenen Universitätsstädten in der Regie des SRS Tanzabende statt. Dabei wird ein Drink genossen und ein einfacher Imbiss verzehrt - alles bedeutend ungezwungener als in Schweden sonst allgemein üblich.

Ausser diesen allgemeinen und häufigen Vergnügungen arrangieren verschiedene Universitätsstädte auch ein wenig exklusive Sonderveranstaltungen. Nach Ansicht der Studenten, die bisher daran teilnehmen konnten, ein wirklicher Erfolg. Ein Krebsessen in einer mittelalterlichen Festung in den äussersten Schären von Göteborg - ein Nachtmahl mit Liedergesang in den Kellergewölben eines südschwedischen Schlosses aus dem 16. Jahrhundert - das sind Erlebnisse, die unaussprechlichen Eindruck machen. Oder vielleicht ein Sommernachtstanz im Freien auf einem Tanzboden im Freiluftmuseum Kulturen in Lund, dem zweitgrössten Museum Schwedens?

Student Reception Service in Sweden liegt aus-schliesslich in den Händen von Studenten, d. h. von jungen Menschen, die sich der starken Position Schwedens in Dingen der Ausbildung und der Sozialpolitik bewusst sind und internationale Kontakte anstreben. Die Organisation will mehr als nur Vergnügen veranstalten. Ihr Ziel ist Verständnis zwischen den Ländern und zwischen den Studenten der verschiedenen Länder. Dies ist die wichtigste Aufgabe des Student Reception Service.



THE MIRACLE
L&M
FILTERS
LIGGETT & MYERS TOBACCO CO

die amerikanische Erfolgsmarke
Box / King Size Fr. 1.20

...auch eins...

Klar — auch eins! Ein köstlich
kühles «Coca-Cola» natürlich!
Sie wissen ja: erfrischt geht alles noch viel besser!
Und «Coca-Cola» — ja, das erfrischt richtig!

TRINK
Coca-Cola
LIMONADE GAZEUSE

Für die Pause die Normalflasche,
für den grossen Durst die elegante Grossflasche,
für zu Hause die vorzeigbare Familienflasche.
Refresnes AG, Zürich, konzessionierter Fabrikant für die Rayons Zürich und St. Gallen

sucht

für die Zeit der kommenden Semesterferien

Studentinnen und Studenten aller Fakultäten

welche bereit sind, gegen angemessene Entlohnung in unseren Laboratorien und Betrieben mitzuarbeiten. Interessentinnen und Interessenten für eine Arbeit im Betrieb wenden sich für weitere Auskünfte und Anmeldungen an die Betriebs-Personalabteilung der SANDOZ AG, 4000 Basel 13, Telefon (061) 44 00 11, intern 2275 (Herr A. Jenzer).

Interessentinnen und Interessenten für eine Arbeit im Labor wenden sich mit einer Kurzzofferte an die Personalabteilung der SANDOZ AG, 4000 Basel 13. Für Auskünfte steht Herr F. Thommann, Telefon (061) 44 00 11, intern 2900 gerne zur Verfügung.



3 hervorragende schweizerische Zeichenpapiere. Sie bieten eine bisher nirgends erreichte ultimale Lichtbeständigkeit. Ein Vergrüben ist nicht mehr möglich. Lassen Sie sich schon bei der nächsten Gelegenheit durch einen kritischen Vergleich augenfällig überzeugen.

SIHL

ZÜRCHER PAPIERFABRIK AN DER SIHL ZÜRICH TELEFON (051) 23 27 35

SIHL
SUPERBUS
SIHL
SIRIUS
ASSISTENT

Matt und satiniert
Gekörnt für Aquarell

satiniert

matt

Zelte

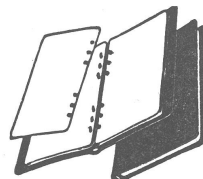
30 verschiedene Typen (auch Occasionen) warten auf Sie! Grosse Auswahl auch in Campingartikeln. — Günstig, da direkt ab Lager! Erstklassige Beratung.

W. Stadelmann & Co., Zürich 5
Zollstrasse 42 (beim HB), Telefon 44 95 14

Lichtpausen Plandruck Offsetdruck Photokopien Dissertationen

Ed. Truninger

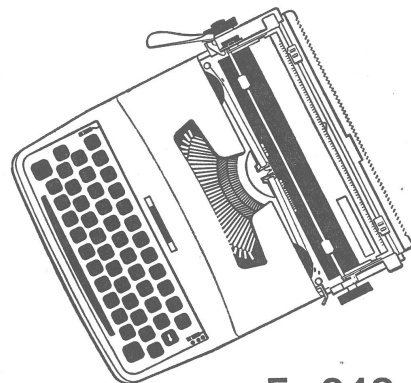
Inhaber: H. Hauri-Truninger
Uraniestraße 9
Zürich 1
Tel. (051) 23 16 40



BIELLA

Kolleg- und Taschenringbücher

mit Plastik, Kunstleder und Leder, mit 2, 3, 4 und 6 Ringen, bekannt und beliebt. In Papeterie- und Bürofachgeschäften erhältlich.



Fr. 348.-

Die Lettera 32 hat alle Vorzüge einer echten Reiseschreibmaschine, denn sie ist handlich und leicht, geeignet für kleine und grosse Reisen im Auto, der Eisenbahn, dem Flugzeug und jedem anderen Verkehrsmittel. Bequem kann man sie mitnehmen von einem Ende der Welt zum anderen, von einem Ort zum anderen. In jedes Haus gehört heute ein modernes Schreibinstrument, besonders aber eine Reiseschreibmaschine wie die Lettera 32, die alle Einrichtungen einer modernen Büromaschine in sich vereinigt: sie ist widerstandsfähig, robust in der Konstruktion und liefert immer ein klares, regelmässiges Schriftbild.

Olivetti Lettera 32

Spezialkonditionen für Studenten bei Zentralstelle der Studentenschaft und S. A. B.

OLIVETTI (SUISSE) S. A.

Zürich 3 Steinstraße 21

Aus coulrestudentischen Kreisen

Das Jahrhundert des Wirklichen und des Erkennens, in dem der Geist Statistik schuf und Urinkontrolle, wo die Tabelle hochging und die Schöpfung sank. (Benn)

Die Rolle des Studenten bei der Gestaltung der Zukunft

Meinen Sie wirklich die Zukunft? Bitte - leiden Sie unter der Schwermut einer ontologischen Besinnung? Wie blutlos und abstrakt, Student sein, wenn die Veilchen blühen... Sie glauben doch nicht in der Tat, dass mein studiere über die hehre Geradheit der Erfüllung meiner Kollegialpflichten hinausreichen könnte! Plücker die Früchte vom Baume der Erkenntnis im Garten eurer Fakultät - ehe sie faul auf dem Katheder und wohlgeordnet in den Archiven verwahrt liegen.

Sie gestatten der Pfauenfeder weniger Zweifel, den wissensdürstigen Rachen unbehaglich zu kitzeln?

Jener Professor und Stabsarzt war auch einmal Student... er beschäftigte sich dann zeitweise mit der Rationalisierung und Organisation von Röntgenkastrationen, wenn er gerade Zeit fand, sich von den Mühen in der Bestimmung einer tödlichen Menge Giftgases im terminalen Versuch an Häftlingen auszurühen. Entsetzen Sie sich nicht im Ausruf »Wie unmenschlich! Jener war auch kein Vieh. Ich sagte eben: er war zu Beginn Student... um dann zu avancieren in die Gipfelposition einer wissenschaftlich-militärisch-politischen Schimäre.

Aus dieser Zeit des organisierten Bösen kennen Sie auch das Auftreten der Jurisprudenz in widerwärtigen Schauprozessen und die Entartung unzähliger Zweige der Wissenschaften. Der Apparat der Vergeltung läuft heute auf vollen Touren. In Tat und Wahrheit erleben wir aber eine erschreckende Sinnlosigkeit des Unterfangens, wenn man die Inkonsequenz menschlichen Denkens aufdeckt, doch das eigentliche und tiefste Problem um die menschliche Person in Formung und Bildung der seelischen Substanz entgangen ist.

Sah man bis anhin das Problem vorwiegend in der Abwendung eines Missbrauchs und in der Förderung der nutzbringenden Anwendung von Wissenschaft und Technik, so ist heute die Sachlage komplexer geworden. Die engen Beziehungen von Technik und Wirtschaft, Wissenschaft und Industrie, die sich im Rahmen der Sozialisierung im Hinblick auf Gewinn eines lebenswürdigen Standards immer fester gestalten, verlangen Kritik. Die Wirtschaft ist naturgemäss auf Erfüllung materieller Bedürfnisse ausgerichtet, getrieben von kommerziellen Ansprüchen gesteigerter Produktivität, beeinflusst von der Reklame oft sinnloser Bedürfnisbeschaffung und Maximen, die als ein Diktat politischer Machtansprüche in zwei Blocks als massgebend übernommen worden sind. Man hat sich auch bei uns in der Steigerung des Wissens und Könnens nicht von Paradiesgedanken auf Erden befreien können. Wissenschaft und Technik sind willige Diener eines sozialen und wirtschaftlichen Denkens, das glaubt, unter Aufhebung persönlicher Opferleistung das Leben organisieren zu können.

Diese Bestrebungen zerschlagen sich selbst unter verschiedenen Betrachtungen.

Soziologische Überlegungen vermögen darzutun, dass die Anstrengungen sich durch Verknüpfung des Lebenskampfes in einer vernichtenden Niederlage die Spitze brechen können. Noch so moderne Energiebeschaffung und geniale Pläne der Nahrungsbereitung können die Bedeutung des Geburtenzuwachses entkräften. Die Grenze der staatlichen Versorgungsmöglichkeit ist gesteckt, und das soziale System könnte durch die Notwendigkeit der Selbstbehauptung gesprengt werden oder eine Umwandlung in den »straffer organisierten Ameisenstaat« erfahren. Endziel: Enthumanisierte Lebensformen. Betrachten wir nur schon heute die

durch Sozialismen organisatorisch eingeklemmte Aertzerschaft: Die gleiche Organisation, welche das gesteigerte ärztliche Können ermöglicht, überwirft sich, um dem wahrhaften Arztsein entgegenzutreten, weil das Vertrauen von Mensch zu Mensch in der Ueberbetonung des Planes erstickt.

Ein anderes Bedenken geht dahin, wie stark der praktizierend-produktive Verstand in der Rationalisierung wirtschaftlicher Prozesse durch Wissenschaft und Technik die wesenhafte Ausrichtung auf Erkenntnis und Universalität unter dem Primat des Geistes verleugnet. Unzählige Beweise liegen vor, mit welcher Stumpfheit und Rohheit der Mensch im Lebensgefühl als Herr der Schöpfung jenes Wechselspiel der Natur, das er mit liebender Erkenntnis durchdringen sollte, in der technischen Möglichkeit der Nutzung durch sein Wissen und Forschen verrückt hat. Wie oft ist denn das Nützliche sinnvoll auf Ganze betrachtet? Wieviel Tragik involviert allein das gestörte biologische Gleichgewicht - zur gleichen Zeit, wo die Wissenschaft die Begriffe Biotop und Ökologie konzipierte. Die in jeder - und besonders in der naturwissenschaftlichen - Erkenntnis implizierte Freiheit und Bindung werden zuletzt nach Egoismen rein voluntaristisch ins Verhältnis gesetzt. Die Realität einzelner Dinge werden erheit, während sich die Wirklichkeit verdunkelt.

In dieser Unsicherheit, Unruhe und Ziellosigkeit, wo es der Menschheit ganz einfach oft unverständlich geworden ist, worauf es eigentlich für sie ankommt, sind die Fragen nach einer Besinnung und Wendung laut geworden. Das ist auch die Fragestellung für die Bedeutung des Studenten in der Gestaltung der Zukunft.

Der Bedarf an wissenschaftlich ausgebildetem Nachwuchs ist gross geworden. Man verlangt im akademischen Bildungswesen ein Neudenken mit anderen Massstäben, um der Zwangslage begegnen zu können. Hinter diesem Appell muss man die wirtschaftlichen und staatlichen Ambitionen deutlich sehen, welche Räder ins Getriebe jener Prozesse einsetzen wollen, wie wir sie eingangs beleuchtet haben. Ist man nicht schon daran, den Bildungsgang des Studenten aufsteigend von der Mittelschule her in Voraussicht auf die funktionelle Einstufung in ein bestimmtes wissenschaftliches Kader zuzuschneiden? Auch hier die Tendenz zur Verorganisation des Menschen mit der ganzen Kette der möglichen Folgen der Vermarmung an geistigem und seelischem Niveau. Hand in Hand mit dieser Ausrichtung läuft die Betonung der formalen Bildung durch Wissen und Fachwissen allein. Als letzte Folge davon droht das Breiterwerden jener Spezialistenmentalität, die sich durch eine Leere des Geisteslebens, durch Abwesenheit von Menschlichkeit und Besinnung auf die Ganzheit - in einer Kümmerform des Menschen charakterisiert.

Wie seltsam übereinstimmend diese Feststellung in Reflexion auf die zuerst geschilderte Notlage dasetzt! Fazit: Verarmter Mensch in verarmter Welt - eine konsequente Parallelität dieser Entwicklung. Wenn man aber noch das Echo jener zahlreichen Aufforderungen an die Weitsicht des Akademikers als geistiger Elite wiederhallen hört... corruptio optimi pessima.

Wie haben wir uns dieser schon länger angedeuteten Strömung gegenüber verhalten? Wir spüren zwar die unaussprechbare Abwesenheit von etwas an unserer Bildungsstätte, ein Fehlen von lebensnotwendigen Werten, ein Zerfiessen der Universität, was alles uns einengt und immer wieder in

den Ruf nach Freiheit ausbrechen lässt, welche nur ein Symptom darstellt. Der Student als Reaktivität auf politischer Ebene vermochte seit jeher zu schreien - wenigstens, was man ihm in den Mund legte. Was seinen Bildungsgang betrifft, schweigt er und mästet sich ziemlich kritiklos an Heu und Stroh. Aufgesehen in das Wissen seiner Fakultät und allein angefordert von den Ansprüchen seines Studiums, kann er ja auch keine Optik für die Weite der Bedeutung haben, noch Ansporn verspüren, eine solche zu erlangen. Es gibt nämlich keine Zeitungen darüber - er muss es aus sich herausdenken, aus der Sachlage formulieren, in der Gemeinschaft diskutieren. Die Autonomie der Hochschulen und der Professoren ist durch mannigfaltige Abhängigkeiten gebrochen. Wenn irgendwo an der Hochschule Freiheit zuhause ist, dann in uns Studenten, die schon dem Namen nach die absolut und über alle Hindernisse hinaus Strebenden sein sollen. Die stolz auf diese Freiheit und Grosszügigkeit des Denkens sich einst vom Philister abgehoben haben, dürfen sich niemals durch die Kleinlichkeit menschlicher Kurzsicht die Flügel brechen lassen.

Was hat es aber auf sich mit der erwählten studentischen Gemeinschaft, mit ihren Räten und Vertretern, und was ist der Stand des Studenten, in dem er so stolz und glücklich aufgehoben sein sollte?

Zersplittert durch das Hineinhorchen in die Fachschulung der Einzelfakultäten, haben wir das Gemeinsame der geistigen Ansprüche an jede Wissenschaft vergessen. Das Herausstreichen der Gegensätze der philosophischen Fakultäten naturwissenschaftlicher und geisteswissenschaftlicher Richtung wurde verbindlicher empfunden als die übergeordnete Aussage, alle Dinge aus ihren letzten Gründen zu erkennen zu suchen, was uns auf eine gemeinsame Liebe zur Weisheit verpflichten sollte. Aus der gleichen Ursache fehlender Geschlossenheit und aus einer viskosen Trägheit heraus ist das Gewicht der studentischen Räte und Ausschüsse an den Hochschulen zu gering, um durchschlagend bei der Gestaltung der Hochschule eine Meinung zum Ausdruck zu bringen. Die Frage nach dem Standesbewusstsein des Studenten ist nach diesen Darlegungen bereits teilweise beantwortet. Es ist ausgeblieben, wo es von früher her nicht noch aufgablassen ist. Studentsein scheint vielmehr eine Stufenleiter zum Erringen eines »Standesbewusstseins« zu sein - oder, um es so höhl zu sagen, wie es dem Gedanken entspricht, ein zweckbedingtes Mittel, um zu arrievieren.

Hier möchte ich eine Schraube anziehen: lassen wir uns doch wahrhaft Student werden. Dann kommen auch die Forderungen wesenhafter Natur an uns selbst über uns hinaus. Lassen wir uns in Beschlag nehmen und engagieren, einen Weg aus der Not der Zeit zu finden, die vor allem an die Würde des Menschen gelangt und ihn aufruft, sich leiten zu lassen von der Idee der Humanität, welche an ein Letztes und Höchstes weiterverpflichtet ist.

Dann aber dürfen wir unsere Verlangen stellen und in den Ruf ausbrechen: »Wir wollen von unser hohen Schule mehr! Wir haben nachgerade genug von jener Vermehrung des Wissens, vielfach gegessenen aus einer Flut von Veröffentlichungen, die samt ihrer Sensation an der Oberfläche bleiben und mit der Verbeirung der Materie nur angestanden sind - eine geistige- und seelischerweise auseinanderzureissen. Aus unserm Innern heraus verlangen wir den Abstieg von der Oberfläche, die uns ein wohlbestalltes Weltbild vorkaukt, in die Tiefe jener Grundlage, wo wir auf geheimnisvolle Weise aus allen Wissenszweigen zusammentreffen und uns in dieser Erfahrung der Zielgerichtetheit auf einen Sinn und eine Idee reicher und geborgener fühlen. Werden wir dahin geführt und gebildet, wird auch unsere Innerlichkeit und geistige Persönlichkeit geformt von diesem Vernunftdenken philosophischer Qualität, das allein festen Grund erreichen wird. Diese Gründlichkeit können die Wissenschaften immer nur fördern, weil sie die Entwicklung der Denkmomente ebenso klar gestaltet, geistig frei macht, wie sie zur Besinnung zwingt und zur Grösse menschlicher Bescheidenheit im Nichtwissen. Uns beglücken daher jene

Menschen, die in der Durchdringung des Gegenstandes geistige Werte entstehen lassen können, uns in eine Geschichte nach vorwärts und rückwärts durch ihre Warte aus hoher Sicht verwurzeln können, welche der Ernüchterung durch menschliche und wissenschaftliche Erfahrung in Einsicht auf etwas Ewiges Glanz verleihen können.

Das Aufweisen solcher Aspekte auf die religio aller Dinge kann sowohl der Bildung als auch dem Fortschritt und der Bedeutung intellektueller Kräfte für die Zukunft wohl erst Sinn geben.

H. Schmid cand. med., Alboina

Studium ohne Promotionsbedingungen?

An verschiedenen Hochschulen und Fakultäten beginnt man jetzt die Zulassung zur Doktorprüfung von einem vorherigen Lizentiatsabschluss mit einem genau vorgeschriebenen Notendurchschnitt (mindestens magna cum laude) abhängig zu machen. Offensichtlich will man damit einem blossen (und leider verbreiteten) Erstreben eines statussichernden Titels steuern. Ob dies mit der vielgepresenen akademischen Freiheit vereinbar ist, will ich dahingestellt lassen (ein kritischer Kopf - solche sind selbst an den schweizerischen Hochschulen noch nicht ausgestorben - hat einmal von ihr behauptet, sie diene ohnehin nur noch zur Rechtfertigung an sich unhaltbar gewordener Universitätsverhältnisse); wichtiger scheint mir die Tatsache, dass die Universitäten an der herrschenden Auffassung vom akademischen »Abschluss« (dies in einem Zeitalter der »éducation permanente«) selber schuld sind. Denn: Geprüft wird ein Student ja gerade nicht in dem, was er gelernt hat, sondern in dem, was er gelernt haben muss. Und dies ist - bei der noch heutiger Erkenntnis, überholten Fakultätseinteilung und der durch die geltenden Promotionsordnungen (die zudem von Universität zu Universität stark differieren) mehr oder weniger gegebenen Fächerkombinationen - eben vielfach nicht das, wonach sich der »nach Wahrheit Suchende« (Jaspers - von Rektoren mit Vorliebe an Immatrikulationsfeiern zitiert) eigentlich gedrängt fühlt.

Dazu kommt ein weiteres: Drängt sich heute nicht eine Zweiteilung des Studienweges auf (worunter ich nicht einfach eine »Berufsausbildung« verstehe) für die wenigen, die sich später als Forscher betätigen werden, und die andern, die einmal als wissenschaftlich geschulte Lehrer, Redaktoren und akademische Mitarbeiter dienen werden? Wozu zum Beispiel quält sich ein Germanistikstudent ein Semester lang - mit Rechenstieber, Bleistift und Lineal - an einer Statistik über die Verbreitung einer bestimmten Adjektivform bei einem mittelhochdeutschen Autoren ab, der später als Deutschlehrer eine Gymnasialklasse nicht durch, eine blosse Vermittlung von Aufschlüssen über die Werke, sondern durch ein Aktualisieren der in ihnen ursprünglich wirksamen Kräfte (Ernesto Grassi) im Humboldtschen Sinne bilden soll? Doch hoffentlich nicht bloss darum, um seinem Professor das empirische Material für dessen eigene Arbeiten zu liefern (also das, was in andern Wissenschaften fast augenblicklich und gründlicher die Computer besorgen)?

Müssen wir daher unsern jüngsten, nach einer Handhabe suchenden Kommittees den Rat eines Gymnasiallehrers weitergeben (er selbst hatte sich freilich als wohlbestallter Staatsangestellter mit eigenössischem Diplom nicht daran gehalten): Nach eigenem Gutdünken und unbekümmert um Promotionsbedingungen die Universitäten zu durchlaufen? Arthur Meyer, rer. pol., Uni Bern

Studenten!
Sie finden bei uns eine lohnende Beschäftigung als

Wächter
Sie verdienen monatlich zwischen Fr. 900.- und Fr. 1000.-. Die Arbeit als Wächter bringt Ihnen zudem einen gesunden Ausgleich zu Ihrem anstrengenden Studium.

Unser Personalchef nimmt gerne Ihre schriftliche oder telefonische Anmeldung entgegen. Für nähere Auskünfte steht er Ihnen jederzeit zur Verfügung.

SECURITAS AG, Filiale Zürich, Militärstrasse 24, 8021 Zürich
Telephon (051) 27 43 10

Nach abgeschlossenem juristischem Studium

möchten Sie Ihr Wissen nunmehr im täglichen Geschehen zur Anwendung bringen und in der Praxis vertiefen.

Eine wirklich vielseitige und breite Basis hierzu und die Möglichkeit, wertvolle Erfahrungen zu gewinnen, bietet die Bearbeitung wirtschaftsrechtlicher Fragen. Als bedeutendes Finanzinstitut mit vielfältigem internationalem Geschäft bieten wir Ihnen ein Tätigkeitsfeld, das Ihre Initiative und Ihren Wunsch nach selbständigem Wirken voll zur Geltung kommen lässt.

Schriftliche Offerten mit den üblichen Unterlagen erbitten wir an unsere Personalabteilung, Bahnhofstrasse 45.

Chemie
Vorbereitung auf Propädeutikum, Vordiplom

Dr. Cantieni
Untere Zäune 21, Zürich 1
Tel. 34 50 77

TABAK
Schräml
das alte gute Spezialgeschäft
beim Poly

U SBG S

SCHWEIZERISCHE BANKGESELLSCHAFT
ZÜRICH 1



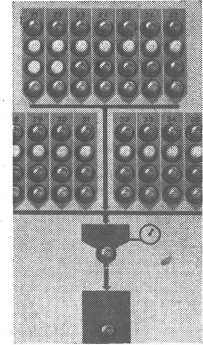
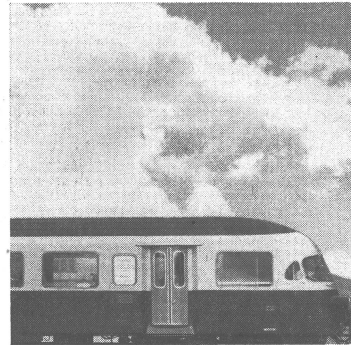
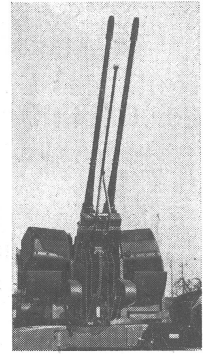
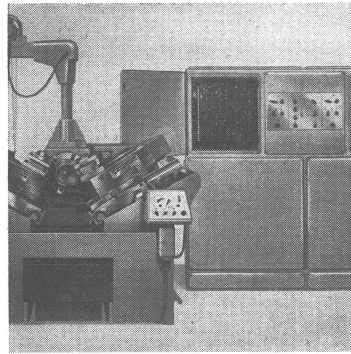
Geldwechsel
Reisechecks
Kreditbriefe
Benzincoupons
Schrankfächer

Zürcher Kantonalbank

Hauptsitz
Bahnhofstr. 9, Zürich
Zweigstellen
im ganzen Kanton

Wie wohltuend die kurze Entspannungspause mit einer PARISIENNE! So reich und mild ist ihr Aroma — echt und rein der edle Tabak! PARISIENNES SUPER — die Cigarette unserer Zeit.

*entspannen...
geniessen...*



Werkzeugmaschinenfabrik Oerlikon Bührle & Co. Zürich-Oerlikon/Schweiz

Werkzeugmaschinen für die Metallbearbeitung

Infanterie- und Fliegerabwehrgeschütze 5 u. 8 cm Pulverraketen

Telefon 051/463610

Druckluft-Bremsen für Eisenbahnfahrzeuge

Kommandopulte zur Steuerung von Mischprozessen und Fabrikationsvorgängen

LONZA

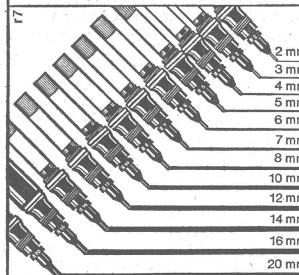


Organische technische Produkte	Reinst-Metalle
Organische Zwischenprodukte	Ferrolegerungen
Kunststoffe	Siliciummetall
Lösungsmittel	Siliciumcarbide
Stickstoffprodukte	Graphit
Stickstoff-Dünger	Kombinierte Dünger

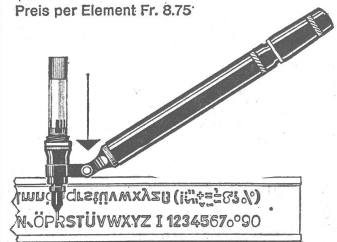
LONZA AG BASEL

Schablonen-schreiben leichter, schneller, rationeller mit...

rotring VARIOSCRIPT



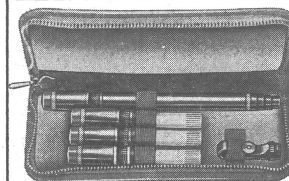
NEU! Das VARIOSCRIPT-System enthält nun 12 Schreibelemente für Normschriften von 2 — 20 mm, dazu die passenden „rotring“-Schablonen. Preis per Element Fr. 8.75



Gelenkstück Fr. 2.50

Die Schreibelemente dieses Systems haben zur Erzielung normgerechter Schablonenschriften eine plan-geschliffene Röhrenspitze.

Mit Hilfe des Gelenkstücles wird eine ungehinderte Sicht auf die Schreibspitze und eine Anpassung an jede Handhaltung ermöglicht.



Grosser Satz
mit 8 Elementen, 1 Füllflasche Zeichentusche, 1 Halterschaft, 1 Zwischenring, 1 Gelenkstück.
In Klarsichtkasten Fr. 80.—
In Kunstlederretui Fr. 84.—
In Etui echt Saffianleder Fr. 90.50

Kleiner Satz
in Kunstlederretui (Abbildung) Fr. 42.—

Die neue rotring-Zeichentusche ergibt kontrastreiche, klare Schwarz-Weiss-Lichtpausen.



Verkauf durch das Fachgeschäft. Ausführlicher Prospekt Nr. 704 durch das Fachgeschäft oder die Generalvertretung: KAEGI AG. ZÜRICH 1 Uraniastrasse 40 Tel. (051) 235330